



<36634755180018

Der Kampf mit den Verhältnissen, oder der Unbekannte.

Von
A. Lafontaine.



Erstes Bändchen.

Halle
der Rengerschen Buchhandlung
1815.



Kleemann an Oppen.

Steinfurth.

Heiße mich willkommen im Vaterlande! Liebster Oppen, ich sitze hier an Deinem Schreibepult! In Deinem Hause bin ich, von den lieben Stimmen Deiner Frau und Deiner Kinder umgeben!

Von Amsterdamm bis hieher flog ich, ohne den Wagen zu verlassen. Ich hatte hundert Mal den Wunsch, mir die Augen zu verbinden, um nicht eher etwas zu sehen, als bis ich mitten in der Herrlichkeit meines Jugendlandes stände. Je näher ich meiner Gegend kam, desto glänzender traten alle Gestalten meiner Kindheitswelt vor meine Blicke. Ich wollte mich halten; aber da ich die Spitze des

Thurmes meiner Vaterstadt erblickte, war kein Haltens mehr. Ich mußte aussteigen.

Mir gin'gs wie dem vielgewanderten Ulyß. Ich trat hinter ein Gebüsch, küßte den geliebten Boden mit heißen Freudethränen, und auf einmal fühlte ich schmerzlich, daß ich nicht, wie der Glückliche, Weib und Sohn wieder fand. Ich ließ meinen Wagen mit dem Bediente in's Wirthshaus fahren; ich selbst g langsam nach, bedenkend, welche Veränderungen zwölf Jahre meiner Abwesenheit hervorbringen können. Da trat mir auf einmal der Obelisk am Eingange des Kirchhofs entgegen, ein stummes, Unglück weißagendes Zeichen. Ich ging kopfschüttelnd in's Thor.

Aber da ich in den Tumult meiner Jugendwelt hineingetreten war, verschwand jede finstere Ahnung. O Ihr wißt es all nicht, was es heißt, nach zwölf Jahren ohne etwas zu wissen, zurückzukehren!

An jedem Brunnen blieb ich stehen, um auf das frohe Geplauder der Mädchen

zu horchen, die Wasser holten. Ich ging mit beflügelten Sohlen in den Schwarm der Kinder hinein, die aus der Schule zurückkamen. Glückliche Wesen!

Beim Ausrufer blieb ich stehen, um sogleich an etwas Oeffentlichen meiner Vaterstadt Theil zu nehmen; ach, wohl nur, um nicht zu schnell an mein väterliches Haus zu kommen, dessen Anblick mich zu sehr bewegen würde! Endlich, da stand es, mit seiner großen Freitreppe, das Schaugerüst meiner Kindheit, und der Spielplatz aller Kinder umher. Ich stand mitten auf der Gasse, und betrachtete mit steigender Empfindung meine alte Welt, unsers Nachbars Haus, des Bäckers, mit den Ein- und Ausgehenden, den Schmidt gegenüber, mit seinem Feuer und Hämmern, daneben ein großes Haus, noch immer so baufällig, von lauter kleinen Leuten bewohnt, die nichts hatten, als Kinder, und das mein Vater die Arche Noah nannte. Oppen! Oppen, welche frohe Minuten für mein Herz, und für die Kinder, denen ich das ganze Waaren-

lager einer alten bekannten Frau kaufte, die noch an derselben Ecke mit Obst und mit den Aposteln und Propheten aus Goldpapier handelte.

Lange wankte ich; endlich stieg ich die Stufen vor dem väterlichen Hause hinauf, schellte — o der Ton dieser Glocke brachte mein Herz in Aufruhr — ein Mädchen von sechszehn Jahren öffnete mir die Thür. O wie schwach ist das menschliche Herz, und wie schön zugleich! wie menschlich schön! Sie kam mir unbeschreiblich lieblich vor. Ich hätte mit dem Mädchen auf der Stelle zum Altar gehen wollen, weil sie mir die Thür meines Hauses öffnete.

Ich fragte nach Jemand, der hier wohnen sollte. Ich sah durch das offne Haus in den Garten, in den offnen Himmel, Oppen! in dem das Mädchen den Engel machte. Was ich sagte, weiß ich nicht; aber das Mädchen wurde ängstlich, und fertigte mich eilig ab.

O ich begreife, wie man im achtzehnten Jahre zu jeder Thorheit fähig ist! Ich

war fünf und dreißig, und, wie gesagt, ich hätte das Mädchen an den Altar führen können!

Ich blieb drei Tage in der Stadt, in einer so weichen aufgelösten Empfindung, daß ich mir selbst als ein Traumbild vorkam. Ich mußte allen unbekannt bleiben; aber doch erfuhr ich tausend Dinge von meinen alten Bekannten. Es kostete mir keine kleine Summe, und nicht wenig Anstrengung meines Witzes, ganz in der Stille ein paar harte Griffe des Schicksals sanfter zu machen. O ich that mir wohl, nicht ihnen!

Und so vorbereitet fuhr ich denn nach Steinfurth, einem Abenteuer von anderer Art entgegen. Doch ich muß schließen; denn Deine Frau hat schon ein paar Mal das freundliche Köpfchen durch die Thür gesteckt, um mir zu sagen, daß die Post geht. Lebe wohl!

Kleemann an Oppen.

Steinfurth.

Ich stieg in den Wagen, um zu Dir zu fahren. Ich wußte von Dir nichts weiter, als was ich in der Hamburger Zeitung unter einer gerichtlichen Zitazion von Dir gelesen hatte, Deinen Wohnort und Deinen Titel. Was übrigens das Schicksal aus dem fröhlichen, sorglosen Oppen heraus und in ihn hinein gezimmert haben mochte, das alles war mir noch ganz unbekannt. Ich stellte mir Dich in tausend Gestalten vor, arm, reich, verheirathet, als Vater, als Hagestolz; aber nie zweifelte ich an Deiner Freundschaft: und so ging es rasch über die holprigen Wege, bis ich auf der zweiten Tagereise in einem Dorfe in einem Schlammlache den Wagen zerbrach.

Ein Mann, der in einem nahen Garten arbeitete, kam mir sogleich zu Hülfe. „Es ist unverantwortlich!“ rief ich im höchsten Zorne aus dem Wagenfenster; denn ich hatte eben die Stunden gezählt,

wann ich in Deinen Armen liegen wollte, und mitten im Zählen lag ich. „Mitten in einem Dorfe, wo doch Menschen wohnen! Der Teufel hole die Wege, und die Menschen dazu, die sie nicht bessern!“ rief ich dem Manne entgegen, der seine Schlafmütze abzog, einen freundlichen Blick auf mich warf, und dann nach dem Wagen sah.

Ich saß nun auf dem geflügelten Rosse des Zorns, und ließ es rasch fortgehen, eben weil ich wußte, es würde in einer Beschämung endigen.

Mein Mann — auf seinem Gesichte lag eine Ruhe, die dem Gesichte nicht immer gehört, welche die Zeit oder das Unglück, oder die Weisheit über die starken Züge des Muths sanft hinweggezogen hatte, weil sie eine bessere Schutzwehr gegen die Stöße des Lebens ist, als der Muth — Mein Mann sagte: „da Sie reich sind, so ist dem Unfalle bald abzuhelfen.“

„Reich?“ rief ich — „woher wissen Sie, daß ich reich bin?“

„Weil Sie zornig werden über einen Unfall, für den Niemand kann.“

Ich hatte auf eine leichte Beschämung für meinen Zorn von mir selbst gerechnet, die dann am Ende eben so viel Süßes als Saures hat. Der Mann beschämte mich, ohne etwas Süßes hinzuthun. Mein Roß stand; und ich nach einer Minute stand neben dem Manne, und sagte freundlich: „Ich habe wohl Geld, aber keine Zeit, und die läßt sich nicht kaufen.“

Der Mann ging um den Wagen her, und im Gehen sagte er kalt, fast nachlässig: „Es läßt sich im Leben für Geld wenig kaufen, wenig, was man am Ende nicht entbehren könnte, und entbehren lernt. Sie werden hier ein paar Tage verziehen müssen; das ganze Rad ist hin; und wenn Ihnen mein Strohdach“ — er zeigte auf ein Haus gegenüber — „nicht zu arm ist, so — die nächste Stadt ist sehr weit von hier, so —“ er zog noch einmal seine Mütze, sah mich, dann sein Haus an, rief einem Bauer, ohne meine Antwort zu erwarten, die Bitte zu, den

Wagen auf seinen Hof schaffen zu helfen; und zeigte mir den Weg über den grundlosen Fuhrweg.

Ich ging mit ihm in ein Haus, das an der einen Seite nicht einmal ein Strohdach hatte, und, wie mir es schien, halb abgebrannt war, was sich denn auch hernach so fand.

Nachdem er in das Fenster hineingerufen hatte: „Rosalie, wir haben einen Gast für heute Abend und Nacht!“ führte er mich nicht in's Haus, sondern in den Garten, in eine Laube von blühenden Bohnen.

Lächelnd sagte er: „Dieses ist im Sommer der beste Theil meines Hauses. Auch muß ich meinen Kindern ein wenig Zeit geben, Anstalt für einen unerwarteten Gast zu machen.“

„Umstände? ich bitte Sie —“

„Seyn Sie unbesorgt! es werden nur zwei Spinnräder weggesetzt, und zwei reine Halstücher hervorgeholt. Die Gastfreundschaft eines Armen hat ihren Altar in

der Brust, und der Hausgott hier erhält nur Gebete und höchstens eine Blume!"

Hier kam mein Bedienter, und brachte mir eine gefüllte Pfeife. „Leisten Sie Gesellschaft?" fragte ich, die Pfeife anzündend.

„Es hat mir Mühe gemacht, den Taback entbehren zu lernen, desto mehr, je weniger ich sagen konnte, warum er mir lieb war," sagte er lächelnd. Ich winkte meinem Bedienten. Er brachte meine schönste Pfeife und Kaffee, den ich immer bei mir führe.

Er rauchte mit sichtlichem Vergnügen; und da mein Bedienter ihn Herr Pastor nannte, so fragte ich: „Ist Ihre Pfarre so schlecht, Herr Pastor?"

Ein sinnendes, und dann wehmüthiges Lächeln schwebte um seinen Mund, ehe er mir antwortete. „Wie soll ich Ihnen nun antworten, daß Ihnen nicht Großprahlerei scheine, was doch wahr ist: Ich bin ein glücklicher Mensch!"

Wir schwiegen Beide ein paar Minuten: ich voll Bewunderung und Mit-

leiden; er, wie es schien, dennoch ergriffen von einer schmerzlichen Wehmuth über sein dürftiges Leben.

„Abdal Rahmann," fuhr er mit Erhebung fort — „der glücklichste Kalif von Spanien, schrieb einen Tag vor seinem Tode: „Ich habe über funfzig Jahre regiert, geliebt von meinen Unterthanen, geehrt von meinen Bundesgenossen, gefürchtet von meinen Feinden. Gold, Ehre, Macht und Lust warteten auf meinen Ruf. Ich zählte meine glücklichen Tage genau und zählte nur vierzehn." „Und ich, ich" setzte der Prediger mit funkelnden Blicken hinzu — „ich, arm, unbekannt, ich — bei dem Allmächtigen, der das Leben lenkt! ich zählte in meinem Leben kaum vierzehn unglückliche Tage. Das ist Wahrheit und doch will mir es zuweilen anders scheinen."

Es war etwas Erschütterndes, mehr im Ton und Blick, womit er sprach, als in der Vorstellung. Ich hatte nicht das Herz, nur Einen Blick auf das Haus und den Rock des Mannes zu werfen, der sich hier

so stolz mit dem Kalifen verglich. Ich trat aus der Laube in den Garten, und bewunderte ein Beet voll der schönsten Nelken.

„Die Freude meiner Kinder!“ sagte er — „meiner wahrlich glücklichen Kinder, weil sie nicht vergleichen können wie ich.“

„Nicht vergleichen? Ihr Dorf liegt an der großen Straße?“

„Da liegt es nicht; aber der Konterbande willen fährt hier wohl zuweilen ein Postillon durch, auch Ihrer.“

So redeten wir ein paar Stunden; und in der Zeit machte ich die Bemerkung, daß mein Prediger ein gelehrter Mann und ein denkender Kopf war. Noch hatte sich Keines seiner Kinder sehen lassen. Ich sah das Haus an und war neugierig, wohin er mich die Nacht bringen würde. Mein Wirth war gar nicht unruhig, ich noch weniger. Der Abend kam, und wir gingen in sein Wohnzimmer.

In der That, Oppen, der Kalif Abdal Rc[illegible]ann fiel mir wieder ein, da ich in das Zimmer trat. Aermlicher konn-

test Du nichts sehen, als das Geräth, und zwischen dieser Armuth war ein Reichthum von Blumen, von sehr schönen Blumen, in den Fenstern, auf den Tischen. Die kleinen Fensterscheiben waren hell, die weißen Wände reinlich, der Boden ebenfalls. Der Tisch gedeckt mit einem weißen Tischtuche zum Essen.

Dann that sich die Thür auf, und herein trat ein Mädchen von funfzehn Jahren, lieblich, wie der schönste Maimorgen. Sie verbeugte sich mit dem Haupte, mit den Knieen, mit der ganzen Gestalt, mit der Seele gegen mich, und reichte mir mit einer holden Schaamröthe die Hand zum Willkommen.

Aber ich hätte nicht Zeit, auf das Mädchen zu merken; denn hinter ihr trat ihre ältere Schwester, Rosalie, in's Zimmer, in der Hand die Teller, die auf den Tisch sollten. Eine Gestalt schlank und edel und voll reges Lebens wie eine Pappel. Ein großes Auge, blau wie die Kornblume, die sie am Busen trug; das Gesicht weiß wie Schnee, auf den die

schönste Morgenröthe ihren Glanz wirft. Auf den Wangen blühete die Rose der Gesundheit, und der Purpur der jungfräulichen Schaam, und die Heiterkeit hatte jeder Wange ein lächelndes Grübchen eingedrückt. Durch das goldne Haar, das die Natur zu Locken gekräuselt hatte, war ein blaues Band geflochten, nicht zum Putz, nein, den üppigen Reichthum der Locken demüthig zu fesseln.

Da stand die Gestalt vor mir, gebeugt in sanfter Demuth, das strahlende Auge halb bedeckt von den langen, dunkeln Wimpern. Sie bot mir die Hand mit den bebenden Worten: „Seyn Sie uns willkommen!“ Der Busen hob sich unter der Angst dieser Begrüßung troß des züchtig verhüllenden Tuches.

Dann deckte sie still den Tisch, suchte für den Fremden das beste Messer, den einzigen, silbernen Löffel, den glänzendsten Teller auf und verschwand wieder. Der Vater unterhielt mich; aber ich hatte nicht mehr zugehört, so außer das Gleis

hatte

hatte mich das wunderliebliche Mädchen gebracht.

Nun kam das Essen. Die Mädchen standen. Rosalie erröthete, wie sie noch nicht erröthet war, und sah ihren Vater bittend und ängstlich an. Er hatte die Hände gefaltet, und schien auf etwas zu warten. Er sah Rosalien an; dann sagte er lächelnd: „Ich will heute beten, Rosalie!" dann sagte er: „Gott, gib mir so viel, daß nie ein Hungriger hungrig meine Hütte verlassen darf! Amen!"

Du lächelst vielleicht, Oppen! aber glaube Du mir, es ging zu Herzen, weil es von Herzen kam.

Ich ließ mein Flaschenfutter bringen; und ein paar Glas alten Rheinweins, welche die Mädchen durchaus trinken mußten, und eine Flasche, die ich und der Vater trank, verwandelten die Hütte in den Pallast des Kalifen, und nach Tische schlug ich ernst an meine Brust, und sagte in die Sterne hinein: „Das war ein Abend, den kein Kalif kaufen kann!"

Die Mädchen waren heiter geworden; denn der Vater erzählte Schwänke aus seinen Schuljahren, ich auch. Und die Unschuld darf nur heiter werden, so wird sie auch bekannt, und, bekannt und vertraut, ist der frommen Unschuld Eins. Wir setzten uns zusammen noch im Garten. Der Vater rauchte meinen Knaster, und die Mädchen zeigten mir ihre Blumen, erzählten mir ihren Lebenslauf, der wahrhaftig zwischen Freude und leichter Arbeit getheilt war. Er hatte Recht, der Mann, er war ein glücklicher Mensch!

„Sie werden sich sehr behelfen müssen!" sagte der Vater, da es zum Schlafengehen kam. Die beiden Mädchen führten mich eine kleine Treppe hinan durch eine Kammer in eine kleinere, die kaum mein reinliches Bett faßte. Sie sagten freundlich: „Gute Nacht!" und ich legte mich von den Flügeln einer süßen Freude in die Arme des Schlafs. Ich sann ein paar Minuten darüber nach, wo die Mädchen schlafen möchten; denn ich hatte keinen Raum für sie im ganzen Hause gesehen.

Ich erwachte am andern Morgen nach meiner Gewohnheit sehr früh. Ich sah aus meinem kleinen Fenster in das Gärtchen, dann in die wahrlich reizende Gegend, die ich gestern gar nicht bemerkt hatte. Alles im Hause war noch still. In fünf Minuten war ich gekleidet. Ich öffne leise die Thür, und da ich in die Kammer trete, sehe ich das schönste Gemählde der Unschuld.

Die beiden Schwestern lagen im tiefen süßesten Schlafe, neben einander, auf einem engen Lager, das reizendste Bild der Unschuld, der Schönheit und der häuslichen Liebe: die Keuschheit hätte nicht in einer züchtigern und die Liebe nicht in einer reizendern Stellung schlafen können, als die beiden Schwestern. Die schönen blühenden Gesichter halb gegen einander gewendet, den säuselnden Athem und die goldnen Locken in einander gemischt, die Hände neben einander gesunken, als hätte der Schlaf die verbundenen Hände der Schwestern erst getrennt; um den Mund ein himmlisches Lächeln, als hätte der Schlum-

mer ein Gespräch voll Liebe in der Mitte geendigt. Ich stand und athmete nicht, um sie nicht zu erwecken; nur eine Minute lang stand ich da, unschuldig und froh, wie ein höherer Geist, der fromme und hohe Träume in die Seelen der beiden Schlafenden gehaucht hat. Dann ging ich schnell wieder in meine Kammer zurück, und erwartete ihr Erwachen mit Ruhe, um sie, um die sorglose Unschuld nicht zu beschämen. Ach, sie waren viel unschuldiger, als ich dachte! Denn da sie in der größten Stille aufgestanden und gegangen waren, und ich hinunter kam; da fragte der Vater: „Gewiß hat Sie das Geräusch der Mädchen beim Aufstehen geweckt?“

„Nein, Vater!“ sagte Rosalie so einfach — „der Herr hat uns gewiß nicht gehört. Er kann es kaum wissen, daß wir nebenbei geschlafen haben.“ Ich erröthete, ich, aber die Mädchen nicht.

Es wurden nun Anstalten gemacht, mein zerbrochenes Rad nach einem benachbarten großen Dorfe zu schaffen, das durch seinen Kontreband-Handel den Un-

fall eben veranlaßt hatte. Ich sendete meinen Bedienten mit, um von dort allerlei für Küche und Keller einzukaufen. Ich hatte nicht das Herz, ihm den Auftrag zu geben, für die Mädchen Band, Flor, Hüte und so etwas mitzubringen. Was war's, Oppen, ich fragte mich — was war's, was mir den Muth dazu nahm? Der Teufel, Oppen, ich schlug in mich auf einem einsamen Spatziergange in der schönen Gegend. Ich wollte mich weißbrennen; ich wollte recht unschuldig thun; aber ich hatte dem Bedienten gesagt: „und daß die Sache recht gut gemacht wird, Christoph, und sollte es auch einen Tag länger dauern." Sieh, ich hatte auf einmal Zeit! Kurz, das schlanke Mädchen, dem das enge Mieder und das kurze Röckchen von gestreifter Leinwand so allerliebst stand, hatte im tiefsten Grunde meines Herzens eine Bewegung erregt, die mir in meinem fünf und dreißigsten Jahre ein wenig lächerlich schien. Ich kam mit dem Ernst von vierzig Jahren vom Spatziergange zurück.

Ich zündete sogleich meine Pfeife an, und setzte mich mit dem Vater vor die Laube; um die Majestät meiner Jahre zu behaupten, fing ich mit dem Vater eine tiefsinnige Untersuchung über das Herz des Menschen an. Rosalie setzte sich mit ihrer Arbeit auf ein kleines Bänkchen, mir gerade gegenüber; und da sie von Zeit zu Zeit das große blaue Auge zu mir emporhob, um zu sehen, ob mir Feuer oder sonst etwas fehlte, so behauptete ich, „das menschliche Herz sey zu schwach, die Leidenschaft zu stark, das Leben zu lockend, und der Teufel sitze an allen Ecken, die Sünde auszubrüten."

„Das mag seyn," sagte der Pfarrer — „ob ich wohl fragen könnte, wo der Teufel hier sein Ei hinlegen wollte. Aber im Innern des menschlichen Herzens, jedes, liegen die Anlagen, die Keime zu den höchsten Tugenden. Denn jeder Mensch verlangt sie im Nothfall von jedem Menschen, und man kann von andern nichts verlangen, wozu man nicht selbst in sich die Möglichkeit und die Ver-

Verpflichtung sogar fühlt. Sehen Sie jeden Unglücklichen; er fordert Hülfe, er fordert die großmüthigsten Opfer. Er verlangt —"

„Er verlangt; aber gibt er, will er geben?"

„Das ist für die Untersuchung Eins. Ich gebe zu, er will nicht geben, er fordert nur."

Hier — und das Gespräch hatte schon länger gedauert — hier hob Rosalie das Auge auf, und das Gesicht; aber gegen ihren Vater. „Du willst etwas sagen, Rosalie!" sagte der Vater.

„Ich wollte sagen," sagte sie verschämt — „der Mensch will auch geben; ich möchte sagen, mehr geben, als er von andern fordert."

„Hm!" sagte der Vater nachdenkend — „wie meinst Du das, Rosalie?"

„Im innern Leben, Vater! wenn man sich ein Leben ersinnt, Vater, wie mir's oft geht, wenn ich allein bei der Arbeit sitze; wenn ich träumend mir wünsche —" sie stockte.

„Nun, was wünschest Du? Reichthum? denn was anders könntest Du wünschen?"

„Auch den, Vater! Aber der süßeste Wunsch ist der, alle Menschen an Großmuth, an Güte, an edlem Sinne zu übertreffen. In diesen Träumen, und träumen nicht alle Menschen so zuweilen? in diesen Träumen sind die Opfer süßer, die man bringt, als die man fordert; und je schwerer sie sind, desto süßer sind sie. In seiner Welt, Vater," sie legte bei dem Worte Welt die Hand auf die Brust — „ist man gewiß tugendhaft, ob ich gleich nicht begreife, wie man auch in dieser Welt anders seyn kann. Das Leben mag wohl schwach seyn; aber das Herz ist gewiß groß und stark. Aber, Vater!" setzte sie lächelnd hinzu.

„Nein, nein, Rosalie!" sagte der Vater beruhigend — „was Du sagtest, war gar nicht verkehrt."

Und ich, mein Herr Oppen, ich hätte für mein Leben gern gewußt, von was für Dingen mehr sie träumte, was sie wünsch-

te, wie der Engel gestaltet wäre, den sie in ihren Träumen sähe. So viel weiß ich, daß er jünger ist, als fünf und dreißig Jahr; und so strich ich mich kurz und gut über die Stirn, und ging, um mir eine Pfeife zu stopfen.

Fortsetzung.

Ich fand denn, mein theurer Herr Oppen, daß bei mir Herz und Kopf schwach waren, und so — wünschte ich von Herzen, mein Rad möchte ankommen, um zu Dir zu flüchten. Mein Bedienter kam mit einem Vorrath von Lebensmitteln, als sollten wir belagert werden. Und mein Rad? Es soll mitgemacht werden.

Und hier an dem Rade meines Lebens zimmert indeß Wagner und Schmidt auch, und der Teufel dazu, dacht ich.

Am Abend spitzte ich mein Ohr, um das Rauschen ihres Bettes zu hören, wenn sie sich niederlegte und —; da es

heller Mondenschein war, so hatte ich den Drücker der Thür schon ein paar Mal in der Hand, nur um zu sehen, wie der Mondenschein dem schlafenden Mädchen ließe. Ich schlief in Dornen; und am andern Morgen hatte ich der Sonne und Rosaliens Aufgang verschlafen. Ich war sehr übler Laune.

Ich ließ mir den Terenz geben, las die erste Szene des Eunuchen mit aller Andacht, und war auf einem guten Wege, besser über diese vertrakte Leidenschaft, die Liebe, zu philosophiren, als der Dichter. „Ich möchte doch wissen," sagte ich leise — „welch ein Mädchen, und wäre sie die süßlächelnde Göttin der Liebe selbst, in diesem Augenblicke mich schwach finden sollte!" In dem Augenblicke stand Rosalie vor mir, mit den Worten: „O bleiben Sie sitzen! ich will nur hier auf den Mittag Bohnen von der Laube pflücken."

Sie pflückte; ich las heldenmüthig fort. Nun aber kam die pflückende Hand näher, pflückte geschäftig erst über mir,

dann an meinem Gesichte weg, so daß dieser weiße runde Arm drei Zoll von meinen Lippen sich im schönsten Spiel bewegte. Eine in Paris ausgelernte Kokette hätte es nicht besser gemacht, und ich rief: „O Terenz hat Recht!“ Und ich nahm die listige Hand gefangen, die sie mir geduldig ließ. Aber verlegen fragte sie: „Was lesen Sie denn?“

Ich machte instinktmäßig eine Bewegung mit ihrer Hand, die sie an meine Seite, dicht an meine Seite auf das kleine Bänkchen nieder zog, und so, daß Gesicht gegen Gesicht, Auge gegen Auge stand. Der weibliche Instinkt zur Nothwehr ist eben so rasch, als der männliche. „Sehen Sie, welch ein Reichthum von Bohnen!“ rief sie, und pflückte hinter mir so beschäftigt, als ob ich nicht in der Welt wäre; und fort war sie.

Und so ging mirs den Tag und den folgenden ein Dutzend Mal. Es hatte sich zwischen ihr und mir etwas angesponnen. Bei ihr, dafür will ich sterben! war es nichts, als der schöne Reiz, die lieb-

liche Bewegung der weiblichen Natur. Sie spann ihr Netz, wie die eben geborne Spinne ihr Netz spinnt, spinnen muß, ohne eine Mücke zu kennen. Ihr Herz war so ruhig, wie ihr Blick. Sie fühlte nur den Reiz ihres Seyns, nicht die Unruhe meiner Brust. Aber ich, Freund Oppen, ich — bei meiner Seele! ich trat vor den oktavblatt-großen Spiegel, um zu sehen, ob mein Gesicht — eine dunkle Schaamröthe sah ich, und ich rief: „Pfui, du Thor, das wäre alles, was du von dem Mädchen möchtest? und ihre Unschuld, ihre fromme, reine Seele wäre dir weiter nichts?"

Oppen, ich fühlte, um dieses Herz sollte das Herz werben, ein Mann! Aber sage du, was du willst, das Auge hat seine Rechte auch, und große, die Jugend auch. Und also — beschloß ich kurz ab, auf der Spitze einer schönen Höhe, den weiten Himmel zum Zeugen über mir, das Herz, nur das Herz walten zu lassen, bei ihr und bei mir, nichts zu treiben, nicht zu täuschen, nicht zu schmeicheln, zu

erwarten, ob die reine Hand der Natur diese reine Blume mir geben will, oder nicht.

„Wenn nur nicht, während ich warte, der Henker einen jungen Herrn von fünf und zwanzig Jahren hieher führt," sagte ich am Fuß des Berges — „oder schon hergeführt hat?" setzte ich hinzu — „denn was weiß ich denn von ihr? so gut wie gar nichts." Ich beschloß, den Vater darüber auszuholen, und so war alles abgemacht.

Fortsetzung.

Seedorf.

Ich habe schon viel unschuldige Landmädchen gesehen, lieber Oppen, mit rothen Wangen und frommen blauen Augen, die Morgens früh ihre Tauben und Hühner füttern, ihre Blumen pflegen, das einsame Wäldchen, den einsamen Garten in

schönen, unschuldigen Träumen sehnsüchtig durchwandern, und Du wirst mir zugeben, daß dieses Mädchen eine schönere Figur auf dem Gemählde des Lebens macht, als das Stadtmädchen, das vom Putzladen auf den Ball läuft, nichts denkt, als an Eroberungen, für nichts Auge hat, als für den Spiegel und die Mode. Auch weiß ich recht gut, daß hinter dem Altare die Wege beider Mädchen so ziemlich zusammen laufen, daß die Liebe, die vor dem Altare wie eine Heilige des Himmels mit dem Sternenkranze um dem erhabenen Haupte, den Palmenzweig in der Hand, auf einer Morgenröthe mitten im Himmel ruht, hinter dem Altare gewöhnlich nichts ist, als eine sehr irrdische Frau — o zum Henker, ich weiß das! — Und obwohl ich zugeben muß, daß ich noch zehn Mal von meiner Phantasie betrogen werden kann, so bitte ich Dich dennoch, Oppen, zu glauben, daß in dieser halb eingefallenen Hütte die reine, heilige Liebe in Rosaliens Gestalt wohnt, oder nirgends auf der Erde.

Mit jeder Stunde finde ich das mehr; denn ich bin wieder hier in Seedorf bei Rosalien. Deine Briefe will mir Deine Frau hieher senden. Auch fahre ich von Zeit zu Zeit nach Steinfurth, nur um dort den Entschluß in meiner Brust zu befriedigen, nicht eher die schönste Blume des Lebens zu brechen, als bis die Hand der Natur und der Liebe sie mir reicht.

In den ersten Tagen war es die schöne Gestalt, das liebliche Gesicht, die reine anspruchlose Heiterkeit, die mein ganzes Herz so anzog. Aber nach und nach wurde mir das Herz aufgethan — doch ich thue besser, ich erzähle Dir, und entscheide Du! Mein Wagenrad kam eben, da ich wünschte, daß alle Räder meines Lebens hier in Seedorf ewig ruhen möchten. Mein Christoph brachte mir die Nachricht, daß mein Wagen bereit sey, und daß ein Bauer mich fahren wollte. Vater und Töchter reichten mir die Hände zu gleicher Zeit, mich zu halten. Und ich gab ein paar Tage zu, mit der Bedingung, daß die beiden Mädchen mit mir den

nahen Jahrmarkt besuchen sollten, der eine Meile von hier auf dem großen Dorfe für die Landleute gehalten wurde.

Sie waren einmal mit dem Vater in der Kindheit da gewesen. Das war alles, was sie je von der Welt gesehen hatten. Die Mädchen waren vor Freude außer sich, und — da hast Du das Mädchen! — es ging nun sogleich über den Putz her, in dem sie sich dort wollten sehen lassen.

Ich lächelte ein wenig über die vergebliche Geschäftigkeit, und doch mußte ich die Erfindung und den mädchenhaften Instinkt bewundern, mit dem sie Band um ein Paar weiße Schürzen, und um die beiden Halstücher, die beiden Prachtstücke ihres Putzes, hatten anschaffen können. Die Mädchen wuschen, ich hing die Wäsche auf. Das kleine verfallene Häuschen war voll einer hohen Freude und voll Gesang. Zum ersten Mal hörte ich, daß die Mädchen ganz ungemein reine und schöne Stimmen zum Gesang hatten.

Früh

Früh Morgens mit Sonnenaufgang brachen wir auf. O, Oppen, welch ein Festtag für diese arme und jetzt so reiche Familie! Die beiden Mädchen gingen nicht, sie tanzten. Der Vater war bewegt, sehr bewegt über das Glück seiner Kinder. Er faßte bald Rosaliens Hand, bald streichelte er Julien über die brennende Wange. Endlich sagte er mit tiefer Rührung: „O, Gott lasse kein Jahr Eures Lebens ohne einen solchen frohen Tag, der so unschuldig und so wohlfeil erkauft ist!" Aber die Mädchen hörten weder den Wunsch, noch sahen sie die Rührung des Vaters. Sie standen fertig da, die Blicke auf die Thür, dann auf mich geheftet, wann ich mit meinem Frühstück fertig seyn würde. Der Vater, seine Hand unter das Kinn gestützt, b.trachtete die beiden Mädchen mit immer wachsender Wehmuth. Dann mit einem Blick gen Himmel, schloß er einen Schrank auf, gab jeder seiner Töchter heimlich — o wer weiß, wie wenig Geld, und wie viel! Aber lächelnd, froh lächelnd, sah er dabei aus, glücklich wie ein Gott!

Weißt Du, daß ich mich gegen das Fenster drehete, um mein nasses Auge ihnen zu entziehen?

Da gingen wir. Der Vater, die Magd, der Haushund begleiteten uns. Auf dem Hügel weit vom Dorfe wurde Abschied genommen, drei Mal, als gingen wir nach China. Die Magd, die Rosaliens Wärterin gewesen ist, zischelte ihr noch beim Abschiede zu. Ich hörte nichts, als die Worte: „so schlag die Augen nieder, Rosalie!" Rosalie lächelte, erröthete, und nickte ihr ein freundliches Ja zu. Wir gingen stumm, um den Schmerz des Abschiedes erst auszittern zu lassen.

Fortsetzung.

Sieh, es war gleichsam für mich die erste große Staatsaktion mit dieser Familie; und die Wichtigkeit, womit dieser Freudengang, diese Reise um die Welt und in die

Welt, in dem halb eingefallenen Hause und auf dem Hügel des Abschiedes verhandelt war, gab mir eine feierliche Stimmung, etwas Erhabenes, das mit einer reinen, kindlichen, aber höchst sehnsüchtigen Freude gemischt war, und dieses Gemisch in meiner Seele nahm nicht ab, sondern zu, da wir in einen durchsichtigen Wald von jungen Eichen traten, in dem uns die tausend Stimmen der Vögel empfingen, der Ton des blasenden Kuhhirten im Dorfe, der zum Geläut der Morgenglocke, und dem Gesange der nahen Schalmei eines Schäfers den Baß gab. Der Glanz der Thautropfen auf den Blättern, und das tausendarmige Gewebe der durch den Wald rinnenden Sonnenstrahlen, und vor allen Rosalie, die vor mir herging auf dem Fußsteige, und mit einer Rose von Zeit zu Zeit eine Thräne vom Auge trocknete: das alles machte, daß ich meinen Fuß fester in das Leben eindrückte, und daß mein Herz mit festen Epheuranken ans Leben inniger anwuchs.

Ich schwor hinter dem stummen Mädchen, daß ich sie unendlich lieben wollte, auch wenn sie mich nicht wieder liebe; und da jeder feste Entschluß ein Blut- und Unruh- und Schmerz-stillendes Mittel ist: so gab mir dieser Entschluß die Ruhe des Himmels; und eine noch höhere Freude, als Wald und die Musik mir geben konnten.

Es störte mich gar nicht, daß Julie, die voran ging, bald sang, bald lachte, jedem vorüber schwebenden Schmetterling einen Gruß an den Markt auftrug, und mit ihm um seine bunten Flügel handelte, um schneller und geputzter auf den Markt zu kommen. Es hob meine Empfindung, da sie einem Schmetterlinge, der alle zehn Schritte sich vor ihr auf dem Wege niedersetzte, erzählte, ihre Schwester, Rosalie, habe noch andere Flügel, als er. Auf diesen Flügeln des Blüthendufts und der Sonnenstrahlen, mein Thierchen, ist sie in den Himmel empor geflogen. Sieh empor, da oben in der Veilchenaue des Himmels schwebt ihre Seele! Sie hat

alles, den Markt, unsere Reise, sich selbst vergessen.

Das sagte sie halb singend, halb redend; und da Rosalie eben von der Seite sichtbar wurde auf einer Beugung des Fußsteigs, sah ich ihr Auge in einem sanften Entzücken in die Wolken gewendet. In der That, sie schwebte in einem schönern Himmel, als den Julie meinte.

Auf einmal stand Julie mit einem Ach! still, und Rosalie kehrte mit der Seele in das Leben zurück. Es war ein alter Invalide mit einer Hand nur, der auch auf den Markt, wie wir, wollte.

„O, mein Gott!“ seufzte Rosalie leise, da sie den Alten sah, und betrachtete ihn mit zärtlichen Blicken, während Julie schon munter fragte: „wie er sich so behelfen könnte?“ Julie gab ihm, und Rosalie steckte ihm heimlich alles Geld zu, das sie von ihrem Vater erhalten hatte. Denn sie sagte bei einem neuen Bettler, der den Weg ging, erröthend, leise und beschämt: „Ich habe nichts mehr!“

Endlich gelang es Julien doch, mit dem unaufhörlichen Plaudern über den Mann mit Einer Hand, Rosalien aus ihren Entzückungen zu wecken; aus dem Mitleiden mit dem Unglücklichen wurde nun nach und nach die alte Heiterkeit wieder, welche die Landleute, die in Haufen nach dem Markte strömten, bald in Freude und Erwartung verwandelten. Die Mädchen plauderten, lachten, sangen, erzählten mir, wie einsam sie zu leben gewohnt wären. „Dann," hob Julie an — „der Vater seit dem Tode der Mutter —"

„Ich bitte Dich, Julie! schweig! laß das heute!"

„Und unsere Armuth!" fuhr Julchen fort.

„Sind wir nicht reich? Hat der Vater nicht die Liebe, die Achtung des ganzen Dorfs?"

Julchen schüttelte mit dem Kopfe, als hätte sie viel einzuwenden. Sanft legte ihr Rosalie die Hand auf die Lippen. „Warum soll sie nicht reden, Rosalie?" fragte ich.

„O, wir sind ja glücklich, besonders Julchen mit ihrem frohen Muth! Der Vater, fürcht' ich, ist seit dem Brande nicht glücklich. Er verlor —" aber sie schwieg nachsinnend.

„Was verlor er, Rosalie?"

„Seine Bücher, die seit dem Tode unsrer Mutter vielleicht sein größtes Glück ausmachten, und auch unseres."

„Ihr's? Wie so?"

„Der Vater las in den Abendstunden uns daraus vor, aus dem Griechischen und Römischen uns übersetzend."

So redend kamen wir auf dem Markte an. Nun zogen wir ein in dieses kleine bunte Leben. Ich bin auf einem Dutzend Messen, auf vielleicht hundert Jahrmärkten in Städten gewesen; aber dieses war der erste Dorfjahrmarkt, den ich sah; und es kam mir auf der grünen Wiese unter den Bäumen und Dächern von Leinwand, unter den verfließenden Tönen von zehn Tanzpartien, unter dem Jauchzen der tanzenden Bauern, dem Geschrei der frohen Kinder, den langen Marschsäulen

der zehn bis zwölf an einander hängenden Bauermädchen, mit einem jungen Bauer am Flügel zum Schutz, da Stadtmädchen höchstens sich dreien, mehr als eine Lustbarkeit vor, als wie ein Markt.

Ich wäre nun gern hinein gerannt in den Tumult der Freude, und meine Mädchen mit mir. Aber oben auf der Wiese vor einem großen Wirthshause waren dann die Pächter- und Predigerfrauen der Gegend, nebst dem Adel, die denn die Köpfe schüttelten über die Freude des Lebens. Meine beiden Mädchen zogen sogleich ihre Hände aus meinen, und hingen sich, wie sie es sahen, in meinen Arm. Ich zog mit ihnen in den vornehmen Kreis der Damen und Herren hinein, die sie hier zum ersten Mal sahen. Julie, sich fest an mich haltend, musterte, ich will wetten, den Putz, den Anstand, und den Ton der Mädchen; Rosalie hielt sich an die goldene Regel ihrer alten Wärterin: sie schlug die Augen züchtig erröthend zu Boden, und lenkte mich sanft wieder zurück in den untern Theil der Wiese.

Ich verglich die Göttin, die an meinem Arme, das schöne Haupt demüthig niedergebeugt, leise daher ging, als sollte ihr Fuß das Gras nicht knicken, mit den Figuren, die stolz daher traten, das Haupt mit den schwankenden Federn zur Schau ausgerüstet, den Hals und die Lippen zur Verachtung gebogen, und zum Henker! ich konnte nicht dafür, daß ich lustig wurde, daß ich Julchens Wunsch erfüllte, und wieder in den Haufen der schönen Welt einlenkte.

Die jungen Herren zwar machten Front gegen uns mit blitzenden, verlangenden Augen; aber ein paar Damen wendeten doch mitleidig das Haupt auf dem gelenken Halse nach uns um, fast fragend, was wir hier suchten.

Indeß die stechenden Blicke bohrten doch nach und nach in Rosaliens Brust ein, und es lag mir doch daran, die beiden Mädchen hier eine Zeit lang fest zu halten, zu sehen, welchen Eindruck diese Menschen machen würden. Ich befahl also einem Aufwärter, der ein Franzose

aus der Stadt für die Tage des Markts hier war, französisch, und ein wenig laut, zwei Tassen Chokolate und eine Flasche Rheinwein zu bringen. Die Blicke wurden weniger stechend, aber desto neugieriger.

Julchen lächelte mich an, und erhielt Muth. Rosalie sah seitwärts, wo gar nichts zu sehen war. Mein Christoph brachte mir meine Pfeife, und die Nachricht, daß mein Wagen da sey. Da hatten wir freilich ein halb gewonnenes Spiel; denn Rosalie war noch eben so demüthig. Wir gingen dann wieder, und da sich Rosalie wieder im vollen Getümmel sah, holte sie wieder frei Athem.

Zuerst an die Buden; der Zoll gebührte den Mädchen. Ich kaufte, als wäre ich ein polnischer Jude, Band, das Bunteste für Julien, einfarbiges für Rosalien; dann Musseline, dann Kattune, dann ein Paar einfache Schahls, Handschuhe, ein Paar Strohhüte, um meine beiden Mädchen auszustatten.

„Mein Himmel!“ rief erröthend Julie, als errieth sie mich — „wozu gebrauchen Sie das alles?“

„Für die Fragerin,“ sagte ich, und hielt ihr den offnen Handschuh hin. Sie warf noch einen Blick voll Lust und Freude auf mich, und die Handschuhe waren an ihren Händen, und noch nach einem Blicke der Hut auf ihrer Stirn. Rosalie nahm schweigend den Hut, und gab ihn meinem Bedienten, der die übrigen Sachen trug. Sie bat mich, es so zu lassen. Aber von jetzt an war sie an keine Bude mehr zu bringen.

Julie wurde von Minute zu Minute fröhlicher; Rosalie — ich habe kein anderes Wort für ihre Empfindung, als eine heitere Ruhe — bat mich, sie nicht wieder in die Gesellschaft der Vornehmen zu führen. Wir aßen im Schatten einer großen Linde. Wir sahen Seiltänzer, am Abend ein Feuerwerk, und um Mitternacht waren wir wieder in Seedorf.

Der Vater erwartete uns. Julie erzählte mit glühender Freude von dem herrlichen Tage.

„Und Rosalie sagt gar nichts?“ fragte der Vater.

Rosalie legte das schöne, freundliche Gesicht auf seine Schulter und sagte mit Innigkeit: „Ich bin sehr glücklich!“

„So ein Tag wie dieser,“ sagte der Vater, sie gegen mich entschuldigend — „ist ihr nur der Rahmen, in den sie ein schöneres Gemählde ihrer frohen Phantasie faßt, das Band, in das sie ihre Blumen bindet.“

„Gewiß, ich war sehr glücklich!“ sagte sie zu mir mit einem schönen Lächeln.

O, mein Herz war schon zu sehr geschwollen; denn im Wagen — sie saß neben mir — sank nach und nach ihr Haupt an meine Schulter, dann auf meine Brust. Sie schlief nicht: aber sie wußte gewiß nicht, daß sie an meinem Herzen lag; und daß sie es nicht wußte, das war mir der Vorbote ihrer künftigen Liebe. Ich saß da zwischen Vater und Töchtern, als hätte

ich mit meinem ganzen Leben zu ihnen ge- hört, als gäbe es kein heiligeres Band mehr, als das uns alle umfing. Ich lächelte nur, da sie das Licht nahm, und mir sagte: „Wollen wir nun schlafen gehen?“ Sie gab mir ihre Hand, als sey sie meine Frau.

Du kennst meine jugendliche Unart, daß ich auf einen frohen Tag gern die Nacht im Freien bleibe. Rosaliens Worte: „Wollen wir nun schlafen gehen?“ zogen jetzt, da ich allein war, den dun- keln Vorhang von einem himmlischen Pa- radiese weg, und ich fühlte mein Herz in dem kleinen Kämmerchen so beengt, daß ich durchaus nicht bleiben konnte. Ich pochte an die Thür. Rosalie, schon im Nachtkleide, öffnete. „Es ist mir nach dem heutigen Tag zu eng hier, liebe Ro- salie! Die Nacht ist so warm. Ich will die Sonne aufgehen sehen.“

Ich ging. Ich stieg auf die Höhe, die am See, von dem das Dorf den Namen hat, empor steigt. Ich wiederholte mir hier den Tag, mahlte mir aufs Neue alle

die kleinen Bewegungen des verschwiegenen Herzens Rosaliens, wie die spielenden, und die allerjüngsten Kinder es waren, die ihr Auge auf sich zogen; wie sie den Einarmigen aus der Frühe, der aus der Ferne uns nur betrachtete, da wir aßen, herbei rief. Der Alte schüttelte den Kopf. Sie ließ nicht nach. „Ach, ich wollte nur danken," sagte der Alte, nach meiner Hand greifend. „Ich sah erst, da Sie fort waren, wie reich Ihr Allmosen war." Aus ihren Blicken, aus einem paar kleinern Bewegungen ihrer Hände sah ich, sie wollte dem Alten gern Wein geben, und wußte es nicht anzufangen.

Sie fragte, wo er den Arm verloren, bis sie ihn dann richtig auf den König gebracht hatte. Da reichte sie ihm ihr gefülltes Glas. „Denn er muß des Königs Gesundheit trinken;" setzte sie beschämt hinzu; und wie sie nun, während er in Absätzen trank, seine Tapferkeit lobte, des alten Mannes weißes Haar noch mit Lorbern schmückte, die ihm süßer waren, als der Wein! Der alte Mann verließ uns

so stolz, als hätte er eben einen Sieg erfochten. Und nun ihre Bemerkungen über die Freude, daß sie das Herz ausleert, wenn sie zu lang dauert, —

„Das haben Sie doch nie erfahren, Rosalie?“ fragte ich.

Sie gerieth in Verwirrung, und Julie sagte: „Ja, Rosalie ist eine Prophetin.“

Und wie sie am Abend immer stiller und heiterer wurde, und bewegter. Sieh, das alles floß mit den Worten; „Wollen wir nun schlafen gehen?“ zu einer unendlichen Sehnsucht zusammen, in meiner Brust. Ich sann nach, ob ich Eine Spur von Neigung gegen mich besonders gewahr geworden wäre. Mit Erschrecken fand ich, daß das, was ich dafür gehalten, nichts war, als die natürlichen Bewegungen ihrer schönen Seele. Ja, aus ein paar Worten Juliens konnte ich schließen, wenn ich wollte, daß Rosaliens Herz schon in Bewegung war.

Mein Entschluß stand, Gott Lob! fest, das Glück des Mädchen nicht anzu-

tasten. Ich beugte mich nieder auf den Boden, und enschlief.

Die Sonne war längst aufgegangen, da ich erwachte. Ich ging schwankend zwischen Wollen und Nichtwollen am See weg nach Hause. Der Vater begegnete mir am See. Er kam mir entgegen. „Julchen hat mir erzählt," hob er ein wenig verwirrt an — „daß Sie sehr viel gekauft haben, und wie sie meint, für meine Töchter."

„Lassen Sie uns das Ein für alle Mal abmachen," fiel ich ein.

„Ja," sagte er herzhaft — „darum eben suche ich Sie auf. Denn —"

„Was Sie mir sagen können, lieber guter Mensch! weiß ich. Aber denken Sie, ich wäre Sie, Sie wären ich, ein reicher Mann, den der Zufall, wie mich, in die Hütte eines armen, verdienten, edeln Menschen, so wie Sie, geworfen hätte. Was thäten Sie? ehrlich heraus, lieber Freund! Denn daß um unsre beiden Seelen ein schönes Band der Freundschaft geschlungen ist, das der falsche

Wohl-

Wohlstand nicht zerreißen darf, werden Sie nicht läugnen. Sie nehmen hier die Hand Ihres Freundes!" — Er drückte meine Hand an sein Herz — „Sie nehmen meine Freundschaft. Ich frage: Was thäten Sie, mein Freund?"

„Seltsam!" sagte er — „eine Antwort habe ich nicht; aber ein Gefühl, was dem widerspricht."

„Wäre ich der Oheim der Mädchen, Sie würden nichts dagegen haben. Sind die Bande des Blutes heiliger, oder die Bande des Geistes, des Willens? Gut, ich will der Oheim Ihrer Kinder seyn."

Er sah ein wenig finster vor sich hin; aber er schwieg, und wir gingen nach Hause.

Den beiden Mädchen kündigte ich denn an: ich sey ihr Oheim.

Sie fragten den Vater; der bestätigte es ernsthaft. Ich holte also meinen Einkauf hervor und vertheilte. Der Vater sah, daß er auch nicht vergessen war. Es wurde eine Szene voll unschuldiger Freude und Lust. Die Mädchen nannten mich Oheimchen. Aber nun brach ich mit mei-

ner Adresse hervor. Unter der Bedingung, bald wieder zu kommen," ließ man mich abreisen. Die beiden Mädchen begleiteten mich. Der Vater hatte eine Betstunde zu halten.

„Oheimchen," sagte Julie — „wenn es jetzt das letzte Mal wäre, daß wir Sie sähen? Und ich fürchte —"

„Rosalie!" so wendete ich mich schnell an Rosalien — „glauben Sie auch, ich könnte nicht wieder kommen?"

Sie sah mir zutrauensvoll mit den offnen Augen in mein Auge, aber lange ohne etwas zu sagen. „Nein!" sagte sie dann. „Aber kämen Sie nicht wieder, ich glaube, ich wäre für mein ganzes Leben mißtrauisch geworden."

Da kam es endlich zum Abschiede. Die Mädchen wollten sich stark machen; aber sie konnten beide vor Weinen nicht reden. Ich war fast nicht stärker. Wir schieden ohne Worte; und ich fuhr in dumpfem Schweigen dahin.

Der Bauer aus dem Dorfe, der mich fuhr, nahm dann das Wort, und erzählte

mit der Begeisterung, der er fähig war, allerlei kleine Züge von der Familie, die mir durch die Seele gingen. Von dem erfuhr ich, daß auch ein Sohn da war, der vor zwei Jahren von Hause auf die Universität gegangen wäre. Er wußte weiter von ihm nichts, als daß er ein fixer, braver Bursche sey, der es mit Gott und allen Menschen ehrlich meinte. „Im ersten Jahre," setzte er hinzu — „mochte er wohl von Hause etwas haben. Aber seit dem Brande, wo der Herr alles verlor, alles: da mag's um den jungen Herrn übel aussehen." Er erzählte mir von der Mutter, die eine vortreffliche Frau gewesen seyn muß; und so erreichten wir die nächste Poststation.

Fortsetzung.

Steinfurth.

Von da ging es nun rasch weiter, immer nach Steinfurth zu, nur mit halbem



Herzen. Aber auf der letzten Station erwachte das Bild unsrer frohen Schul- und Universitäts-Jahre, wie wir so einig zusammen hielten, daß uns der alte Rektor sogar Orest und Pylades nannte. Unsre kleinen Begebenheiten und unsre Riesenplane traten wieder vor meine Seele, und es schmerzte mich tief, wie wenig von dem allen ausgeführt war: und so rasselte ich in Steinfurth hinein.

„Wo wohnt der Rath Oppen?"

„Dort in dem rothen Hause!"

Ich stürzte hinüber; aber da stockte ich. Ich hatte nicht den Muth, hinein zu gehen. Ich sah erst an Dein Fenster hinauf, um zu errathen, wie es mit Dir stände. Endlich schellte ich.

Ein Knabe von neun Jahren öffnete die Thür, eine große Peitsche und ein großes Stück Brodt in den Händen." Ist der Rath Oppen zu Hause?" fragte ich, das Gesicht des Knabens betrachtend, ob ich einen Deiner Züge heraus finden könnte. „Vater ist verreist!" rief Dein

Sohn — „Mutter ist drin!“ und mit den Worten zum Hause hinaus.

Deine Frau kam, ein Mädchen auf dem Arme. Was sie von mir denken mochte! Denn mein Gesicht glühete vor Freude bei dem Anblick Deiner Kinder, Deiner lieblichen Frau, Deines Glücks. Ich konnte nicht reden, Thränen würden meine Worte erstickt haben. Ich ergriff nur ihre Hand, ich liebkoste dem Kinde, und da brachen dennoch meine Augen in Thränen. Aber sie verstand die Sprache des bewegten Herzens.

„Sie sind der Freund meines Mannes,“ sagte sie freundlich — „Herr Ludolph!“

„Ich bin es, ich bin Ludolph!“

„O Herr Ludolph! tausend Mal willkommen! Mein Mann ist nicht zu Hause. Er ist auf einer fürstlichen Kommission.“ So waren wir im Zimmer, wo ich noch zwei Kinder von Dir fand. O Du glücklicher Mensch!

Sieh, Oppen, es that mir ordentlich weh, daß ich zu Deinem Glücke gar

nichts, so gar nichts mit bringen konnte, als den Freund. Denn überall, wohin ich blickte, sah ich die Spuren Deines Glücks, der Liebe, des Vertrauens, des Ueberflusses.

Deine Frau durfte mir nicht erst erzählen, wie glücklich Ihr lebtet. Ich sah es, wie Du Dein Leben, Deine Amtsgeschäfte in ihr Leben, in ihre Geschäfte hinein gebaut hattest. Deiner Frau Strickzeug auf Deinen Akten, eine Puppe schlafend auf dem Korpus Juris, der Heineccius hingegen auf Deiner Frauen Sofa, das Notariatssiegel in Deiner Frauen Nähkästchen sagten mir alles.

Ich wunderte mich, wie Du, eben Du dazu kamst, Du mit Deiner sorglosen Unregelmäßigkeit. Ich begreife es noch immer nicht, obwohl ich bei Deiner kleinen hübschen Frau schon ein paar Mal auf den Busch geschlagen habe.

Deine Frau weiß meinen Namen nicht. Sie nennt mich Herr Ludolph. Mein Name muß noch lange ein Geheimniß bleiben.

Ach, Deine glückliche Familie erinnerte mich nur zu oft an Seedorf, und an Hoffnungen, die vielleicht kein Schicksal erfüllen will. Sie erinnerte mich an meine Vergangenheit, die Du nicht kennst, und die Du mir so viel tausend Mal vorher gesagt hast. Du gehst auf dem gebahnten Wege des Glücks langsam dahin, wie auf einem Spatziergange, ruhst hier mit Deiner Familie im Schatten eines blühenden Baums, unter dem süßen Schlage der Nachtigall und dem Gezwitscher der häuslichen Schwalbe; dort beugst Du nur aus in einen stillen schattigen Seitenweg, der Dich wieder auf den breiten Weg Deines Lebens hinleitet. Von einem Freudenaltar gehst Du zu dem andern, und ein Tag wie der andere ist ein Festtag Deines häuslichen stillen Glücks!

Und ich! ich! Mein Leben war der Flug in einem Luftballon durch die Himmel, hoch zwar, hoch; aber allen Stürmen ausgesetzt. Aber bei Gott! ich will nicht vergessen, daß ich auch glücklich war,

wie ein Mann es seyn kann! nicht vergessen — o Rosalie! Rosalie!

Und nun geh hin, Brief, zu dem Geliebten meines Herzens! Und wenn keine Hoffnung meines Lebens erfüllt wird: so hat das Schicksal mir dennoch das edelste Geschenk, das seltenste gegeben, den Freund! Leb wohl!

Kleemann an Oppen.

Steinfurth.

Während Du da umher schwärmst, und die Kornvorräthe aufnimmst, geht ein Tag, eine Woche nach der andern weg. Du schreibst mir, sonst hätte ich losgedrückt, ohne zu zielen; jetzt zielte ich, ohne loszudrücken. O mein Freund, es hat sich seitem viel geändert! Denn, beim Himmel! ich war entschlossen, loszudrücken, und — — doch Du mußt hören.

Ich hatte noch eine andere Sache, und eine dritte im Kopf und schwer auf dem

Herzen. Da nun zu jedem Geschäft ein offnes Gemüth gehört, so dacht' ich, laß sehen, was und wie es so lang gegangen ist. Ich kaufte ein Paar hübsche Goldfüchse vor meinen Wagen, und fuhr nach Seedorf.

Ich fand meine beiden Nichten allerliebst; aber gar nicht, wie ich erwartet hatte, modig gekleidet. Aber wüßten die Mädchen, was schön ist, sie kleideten sich alle so — leicht und doch so züchtig, so reizend und doch so verhüllt wie Rosalie. Julie stand schon mit dem einen Fuß auf dem Gebiet der Mode.

Der Vater nahm mich mit ruhiger, freundschaftlicher Güte auf, die Mädchen gewiß mit reiner Freude.

„Wissen Sie wohl," sagte der Alte, da die Mädchen in der Küche waren — „daß Sie eine Unruhe in mein Haus gebracht haben, die wir nicht kannten? Wir waren arm; aber wir hatten, was wir bedurften, und was für uns paßte. Jetzt haben wir etwas, was nicht für uns paßt. Juliens Wünsche zum wenigsten sind

gewachsen, und ob das Gewinn ist oder Verlust, wer mag das sagen?"

„Wünsche aber, die so leicht zu befriedigen sind, lieber Freund!"

„Wenn jeder Wunsch einen neuen erzeugt? Ich muß Sie bitten, lieber Herr Ludolph, keinen neuen Wunsch zu erregen. Sehen Sie, meine Mädchen entbehrten nichts; wahrlich nichts. Denn was sie hatten, war das beste, was sie kannten. Ich konnte Ihnen nichts antworten; aber jetzt kann ich's. Ich habe nicht wohl gethan, zu erlauben, was ich nicht sollte. Selbst wenn ich reich war, lebten wir so besser. Oder halten Sie Entbehren-können nicht für ein Gut an sich, da Entbehren-müssen ein Uebel ist?"

Ich sah meinen Mann an, und der arme Prediger stand da, wie ein König, stolz empor gerichtet. Mich überraschte die Stellung, noch mehr der Blick, der zu gebieten schien. Woher mag der Mann die Stellung haben, woher diesen stolzen Königsblick?

„Ich darf doch nicht fürchten, daß zwischen uns etwas ist?" fragte ich, seinem Blicke eine offne Freimüthigkeit entgegen stellend.

„Nichts, gar nichts," sagte er sehr entschlossen — „aber ich hörte sie sagen, daß Unabhängigkeit das edelste Glück des Lebens sey. Ich —" bei diesem Worte legte er die Hand auf die Brust — Er hätte sie so an den Degen legen können — „ich denke eben so, des Armen Unabhängigkeit besteht in Entsagung."

„Doch nicht der Freundschaft, mein sehr edler Freund?"

„Auch der," sagte er ernst, und setzte dann lächelnd hinzu: „wenn die Parthie nicht gleich ist. Also! also!"

„Also!" sagte ich, und bückte mich. Er drückte meine Hand sehr freundlich, und ich behielt meine Sieben-Sachen, die ich den Mädchen bestimmt hatte, im Koffer.

Uebrigens hatte diese kleine Unterredung keine Folgen weiter. Ich packte meine Sammlung der alten Schriftsteller

ruhig aus, sagte: „Sie sehen, daß ich oft hier zu seyn Lust habe; ich habe mir Unterhaltung mit gebracht. Der Alte besah die Bücher; und wahrscheinlich, um zu wissen, für wen die Bücher bestimmt waren, stellte er ein kleines Examen mit mir an, wobei ich aus einem Erstaunen in das andere fiel. Er zeigte eine Menschenkenntniß, die er unmöglich hier auf seiner Pfarre gelernt haben konnte.

Aber das hatte ein neues und festeres Band zwischen uns geknüpft. Es war die Liebe zu und die Bekanntschaft mit den Alten.

Mit jedem Tage blühete nun ein Paradies, das zweite lieblicher und stiller und himmlischer, als das erste, in meinem Leben, und in meinem Herzen auf. Ich vergaß meine Jahre; denn die Liebe drückte den Blüthenkranz der Jugend auf mein Haupt. Ich schwöre Dir, in Rosaliens Brust regte sich die Liebe leise wie die frohe Ahnung eines unsterblichen Lebens, die den Blick wegzieht von dem Menschen; aber doch mit geheimen Zau-

verbanden das Herz fester an die Menschen knüpft. Sie liebte mich, ob sie gleich nur sich glücklicher fühlte, ob sie gleich nur in ihren schönern Träumen Engel sah, obgleich ihr Blick sich nicht auf mich, sondern nur auf den Himmel heftete. Ja, sie liebte mich, obgleich ihre Wange das blasse Roth der Rose behielt, ihr Auge nicht höher strahlte, ihre Brust nicht unruhig schlug. Die Unschuld reichte ihr den Brautkranz wie den Kranz der Freude, und sie nahm ihn, lächelnd, nicht erröthend. Ihre Liebe verhüllte sich in ihre reine Unschuld, wie der schönste Morgen sich in einen durchsichtigen Nebel hüllt.

Ihr Entzücken fiel einem jeden auf, dem Vater, Julien, mir. Ich allein wußte, was es war. Der Vater lächelte nur zu ihrem Glück, Julie scherzte nur über ihre Geisterseherei, und Rosalie scherzte mit.

Und ich? o ich! Ich war so glücklich, und' so wollte ich glücklich machen. Jenseits des Sees lag auf einem Hügel ein altes, halb verfallnes, großes Gebäude,

ehemals der Sitz einer adlichen Familie. Du kannst keine schönere Stelle auf der Erde finden, als diese. Der Hügel geht sanft hinab bis an das Ufer des Sees, ehemals ein reicher Garten, jetzt von wildem Gebüsch und einzelnen hohen Eichen und Buchen versteckt. Von des Hügels Höhe irrt das entzückte Auge über den See hin durch eine weite Ebene von Hügeln, Weinbergen, Feld und Wald verschönt, und den Hintergrund schließt das blaue köstliche Gebirge.

Dahin führte zuerst mich Rosalie. Hier war ihre Lieblingsstelle unter einer Eiche, wo der Verwalter, der das alte Haus bewohnte, ihr einen Rasensitz hatte bereiten lassen. Denn wer liebt sie nicht, diese Rosalie?

Mitten in diesen schönen Tagen ging ich dorthin, wahrhaftig nur, in der Einsamkeit meine aufblühenden Hoffnungen, die stolzen frohen Gefühle meines Seyns zuzerlegen, ihrer froh zu werden, den Plan zu meinem Glück zu vollenden. Der Verwalter stört mich, und erzählt mir, da

ich die Gegend lobe, daß hier das alte Haus, und was noch an Feld dazu gehört, zu verkaufen sey.

Meine Wange glühete, mein Herz schlug vor Entzücken; denn mein Plan war vollendet. Ich hätte auf der Stelle kaufen mögen; aber so war mein Geheimniß verrathen. Ich ließ mir nur erzählen, welche Felder zu dem Hause gehörten, und Freund, Freund! habsüchtiger mag kein Eroberer an der Landkarte gestanden und die Länder betrachtet haben, die er noch rauben wollte, als ich bei dem Verwalter stand, dessen Finger mir die Felder zeigte, die zum Gute noch gehörten. „Der See," hob er an — „gehört auch dazu."

„Der See?" fiel ich eifrig ein. Mein funkelndes Auge erbauete auf der schönen Insel im See ein Wasserhaus, Schwäne und Gondeln belebten den schönen Wasserspiegel. Ich bekränzte seine Ufer mit grünen Weiden, dunkelm Gebüsch und Wald. Auf dem Hügel stand das Wohnhaus, bequem, schön und doch einfach; der Garten zog sich blühend hinab an den See,

und ein Park nahm die andere Seite des Hügels ein, und auf dem See schwamm Rosalie; Rosalie saß im Garten unter blühenden Akazien, im dunkeln Park ging Rosalie an meinem Arm. Ueberall Rosalie!

Man begriff im Hause meine Geschäftigkeit nicht; denn sieh, ich zog umher auf dem Plane, auf den ich mein Paradies erbauen wollte, schritt hier eine Allee von Linden ab von meinem Hause nach der Pfarre; ich zeichnete mir die Bäume, die auf dem Hügel bleiben, die weg sollten. Ich fing sogar an zu zeichnen, den Grundriß des Gartens zu entwerfen und war unendlich glücklich.

Doch warum mahle ich Dir das Paradies aus, das auf einmal ein feindlicher Dämon in den Abgrund, in den tiefsten Abgrund hinab riß.

Rosalie liebte mich. Schon lag der Wiederschein dieser reinen Opferflamme ihrer Seele auf ihren Wangen, schlug aus den Augen hervor, wallte mit dem Busen auf, klang in den süßen Beben

ihrer

ihrer Stimme. Schon sah ich's, wie die Jungfräulichkeit sich schaamhaft zurückzog von den brennenden Blicken, von den Händedrücken, aus der siegenden Nähe sogar des liebenden Mannes. Die leichte Wolke eines halb errathenen, süßbeklemmenden Geheimnisses lag auf ihrer Stirn, auf ihren Augen. Rosalie schlug das Auge nieder, und wich jedem Gespräch aus, das nicht ganz gleichgültig war; Julie hingegen — hatte sie ihre Schwester errathen, oder — sie hatte Lust, mich zu errathen, sie hatte Lust, mich abzuhören.

Der süße Augenblick, der süßeste des Lebens näherte sich, wo ich sie in meine Arme nehmen, ihr die Schaamröthe des Geständnisses ersparend, wo ich ihr sagen wollte: „Du liebst mich, Rosalie! und ich bin ewig Dein!"

Ich war ein paar Mal wieder in Steinfurth gewesen. Ich wollte den Kauf des Gutes in Seedorf in Richtigkeit bringen. Sieh! ich Thor, ich wollte Rosalien sagen: „Ich liebe Dich unendlich!" Ich wollte dem vor Freude be-

stürzten Vater sagen: „Vater, ich und Rosalie bleiben bei Dir. Ich habe das Gut gekauft hier im Dorfe.“ Ich wollte mit Einem Zauberschlage mein Herz und Aller Herzen auf einmal in Entzücken bringen. O! ich vergaß, ich Thor! ich närrischer Thor! ich vergaß, was ich so oft auf den Lippen trage: „Daß eine versäumte Minute nicht mit Millionen zurück zu kaufen ist.“

Der Kauf war richtig; aber das Geschäft hatte Zeit gekostet. Ich flog nun nach Seedorf, den Kaufkontrakt in der Tasche, die Risse zu dem Wohnhause, zu den Pavillons im Garten, zu dem Garten, zu dem Park in der Tasche, den Plan zu Rosaliens Glück im vollen Herzen.

Ich sehe den Hügel, auf dem mein Haus stehen sollte; ich sehe den See, ich sehe aus den Ulmen den Kirchthurm. „O welch ein Tag!“ ruf' ich voll Freude, und springe vor der Pfarre aus dem Wagen.

„Julie! o Julie!“ rief ich mit offnen Armen; und Julie sieht mich mit finstern, aber lauernden Blicken an.

„Es ist doch alles wohl, Julie?“ frage ich.

„Alles!“ ist die einsyllbige, unbetonte Antwort.

Der Vater kommt. Er reicht mir die Hand mit einer Art von Heftigkeit, und sagt, mich an seine Brust ziehend: „Nein, Sie sind ein ehrlicher Mann! Das Geschick, nicht Sie sind Schuld.“

„Woran?“ frage ich bestürzt. Julien treten die Augen voll Thränen. Der Vater seufzt. „Wo ist Rosalie?“ ruf' ich.

Sie ist fort, Oppen! Rosalie ist fort! — Sie ist verloren, auf ewig fürcht' ich, verloren! — —

Kleemann an Oppen.

Steinfurth.

Da sitze ich, bald hier und bald dort, in Seedorf, und überall sitzt der Teufel neben mir, und grinst und hohnlacht, und singt mir ewig die Worte vor: „Morgen ist nicht heut, du aberwitziger Thor!" Und ich singe ihm nach. Und das Schlimmste ist, daß ich mich nicht fortbewegen darf von meiner Stelle, um nicht noch einmal den einzigen Augenblick zu verlieren.]

Ich wollte nun wenigstens, ich wäre von Spitzbuben umlagert, von Feinden geplagt, daß ich mit dem Schwerdte drein schlagen könnte. Aber Deine liebe, kleine Frau schmeichelt um mich her, wenn ich die Stirn in die Hand stütze, hetzt ihre Tochter auf mich, die wie ein guter Geist alle Sorgen aus ihrer Brust lächelt. Mein alter ehrlicher Bedienter geht auf Socken, seit ich ihn anfuhr, er hätte seine Stiefeln mit Radenägeln beschlagen. Er legt mir die Flöte zurecht und meine Lieb-

lingsnoten, hat Deiner Frau alle meine Lieblingsessen verrathen. Ach, armer Teufel, aus meinem Leben ist die Musik gewichen, nicht aus der Flöte! Ich muß ihm zuweilen zulächeln, damit ich nur nicht den langen Hals sehe, und das nasse Auge, womit er mich von der Seite betrachtet, um zu errathen, was mir ist.

Sieh, das zieht mich denn nach Seedorf. Hier verjagt mich die Liebe und das Mitleiden; dort empfängt mich eine noch weichere Liebe. Julie hat meine Risse von Haus und Garten, und frägt mich nun dies und das, und will mich zerstreuen. Sie drückt den Dolch noch tiefer in meine Brust. Denn sie ist fort, für die ich bauen wollte, für die ich lebte! Sie wollen mich trösten, und dürfen nicht einmal wissen, daß ich um die verlorne Rosalie weine.

Der Alte liest mir alle die Sentenzen des Euripides von der Ergebung in den Willen der unerbittlichen Schicksalsgöttinnen vor. Ich war die Parze, ich, die mir und Rosalien das unerträgliche Lei-

denspann. Daran denkt er nicht, davon weiter nichts. Aber dann geht ihm die Geduld aus: er hebt sich hoch empor, als richtete sich ein höherer Geist über das Leben und über das Geschick empor, tritt so vor mich hin, und donnert ein paar kräftige Worte, die Euripides nicht kennt, in meine öde, ausgeleerte Seele, die mich erschüttern.

Ich raffe mich auf wie ein Mann. Ach Oppen! Oppen!

Nein, ich will es nie vergessen, was einmal so einfach und rührend an mein Herz drang. O sieh, ich war einmal auch so glücklich! Alles, was das Leben genußreich macht, hatte ich um mich her versammelt. Nun erklärt ein Prediger in der Kirche den Kindern, woraus das wahre Glück bestehe, aus der Ruhe des Gewissens. Dann frägt der Mann einen Knaben: „Wer ist nun wohl der glücklichste Mann?" Der Knabe sinnt und antwortet unschuldig: „Herr Ludolph auf dem Graben!" Er meinte mich.

Diese Antwort, die man mir lachend mittheilte, gab meinem Herzen einen festen Muth, einen stolzen Entschluß, den mir kein Philosoph hätte geben können. Und war ich denn nicht glücklich? Bin ich's denn nicht noch? Reich, reicher als ich je zu seyn hoffte, gesund, einen treuen Freund an der treuen Brust, ein Leben hinter mir, vor dem ich nicht erröthen darf, und eine Hoffnung — o welche Hoffnung! — vor mir; denn sie wird ja wieder aufzufinden seyn. O wenn Herr Ludolph glücklich seyn will: der Knabe hat Recht!

Ich gehe nach Seedorf, zu bauen, Oppen! doch vorher in ein paar Worten die Erzählung.

O Oppen! ich war schon meinem Glücke näher, als ich dachte. Rosalie liebte mich nicht nur, sondern sie hatte ihre Liebe der Schwester anvertraut. Man hatte sogar errathen, warum ich so oft auf der schönen Höhe saß, maß, abschritt. Man wußte alles, und der Vater erfuhr alles von Julien, dann von Rosalien selbst.

Man findet es seltsam, daß ich meine Wünsche nicht erkläre; aber kein Mistraun gegen mich berührt die reinen Seelen. Ich bin wieder da, ich reise wieder, ohne mich zu erklären, und Julie versicherte, sie habe mir die Erklärung meiner Liebe sehr nahe gelegt. Nach meiner Abreise schüttelt Julie den Kopf, dann der Vater; Rosalie allein ist nur glücklich. Nun merk' auf, Oppen, denn der Teufel wird seine Hörner deutlich hervor stecken. Ein paar Stunden nach meiner Abreise hält ein Wagen vor der Thür, aus dem ein Mann steigt, der die Redlichkeit selbst zu seyn scheint. „Ich bin," sagt er — „in Steinfurth angewiesen, hier Herrn Ludolph zu finden. Ich habe ein dringendes Geschäft mit ihm." Man sagt ihm, daß ich abgereist wäre.

Der Mann bedauert; und man bittet ihn, zu bleiben. Julie frägt, ob er mich kennt. Er antwortet ruhig: „Ich kenne ihn, wie mich selbst." Er redet von meiner Großmuth, von meinem Reichthum, von meinen Talenten mit einer Art von

Freude. Er nennt mich hundert Mal seinen Freund. Sie hören ihn mit leuchtenden Augen.

Julie frägt, neugierig wie ein Mädchen, weiter nach meinen Familienverhältnissen. Der Satan zuckt mitleidig die Achseln, und sagt: „Glücklich ist er nicht, der gute Ludolph! Ein finsteres Geheimniß liegt auf seinem Leben, und sehr lastend, fürcht' ich."

Alle Dreie sehen ihn erwartend an, und Julie dringt in ihn, zu reden.

„Ich weiß nicht," sagt der heuchlerische Schurke, sie mit treuherzigen Blicken der Reihe nach betrachtend — „ob ich Ihnen sagen darf, was in — doch wie es scheint, will er ja hieher sein Geheimniß verbergen. Der arme Mann liebte und wider den Willen seiner Familie heirathete er — seine Frau —"

Da erblaßt Rosalie. Julie holt tief Athem, der Vater erröthet vor Zorn. „Wie? er ist verheirathet?" ruft der Vater.

„Mein Gott, ich sehe,“ sagt der höfliche Schauspieler, und faßt tröstend des Vaters Hand — „ich sehe an den blassen Gesichtern ihrer Töchter, daß diese Nachricht — Sie vielleicht mehr interessirt, als gut ist! Aber wie dem auch sey, für die Unschuld meines Freundes, des Herrn Ludolph, stehe ich mit diesem Herzen, das Gott, wie Ihr Herz, auch mit der Vaterfreude beseligt hat. Um Gottes Willen, was konnte Sie an dieser Nachricht so erschüttern?“

„Wir hielten ihn für unverheirathet,“ bricht der Vater los — „und aus seinem Benehmen gegen meine älteste Tochter, mußten wir glauben, mußte das unglückliche Mädchen glauben, daß — —“

„Nein, nein, Herr Pastor! das ist nicht möglich! bei der Würde Ihres Amtes, bei diesem Herzen voll Mitleiden mit Ihnen, er hat Sie nicht betrogen! Sagte er etwas von Liebe, so war —“

„Gesprochen hat er nicht; aber sein Benehmen gegen Rosalien — glauben

Sie uns, wir sind einfache unschuldige Menschen!"

Rosalie sinkt ermattet, bleich wie Schnee, auf einen Stuhl, und der Spitzbube erzählt, daß ich Ursache habe, meine Frau zu verbergen, daß ich Willens sey, eben hieher mich mit meiner Frau zu verbergen, weil Seedorf abgelegen genug liege, jede Nachforschung nach meinem Aufenthalte unwirksam zu machen. Daraus allein, setzt er hinzu — ginge schon meine Unschuld hervor. Denn wie könnte ich, wäre ich nur ein Mensch, mit menschlichem Gefühl, so grausam seyn, meint er, meine Frau hieher zu bringen, wo eine betrogene Geliebte um meine Treulosigkeit jammere? Ihre Tochter ist in der Einsamkeit erzogen, fährt er mitleidig fort: sie weiß nicht, wie viel die Galanterie gegen ein so schönes Mädchen erlaubt, und einem Manne, der wie Ludolph nur in der Welt gelebt hat."

„O Gott!" ruft Rosalie und verbirgt das vor Schaam glühende Gesicht in ihre Hände. Der Bösewicht —. o daran

hätten sie ihn erkennen sollen! — stößt den allergiftigsten Dolch ohne Mitleiden in das Herz des Mädchens. So, die Hände vor dem Gesichte, wankt sie in des Vaters Kämmerchen. Sie ist die Schuldige! Sie, nicht ich! Sie ist eine Thörin! sie hat ihre Liebe, ihre Hand ausgeboten! Ach, von diesen Gefühlen nieder gedrückt, sinkt sie auf das Bett des Vaters, und vergeht in einem Doppelschmerze, jeder der Schrecklichste für die Jungfrau.

Julie will sie trösten. Sie drückt sie sanft von sich. „Julie," sagt sie — „dieser Augenblick hat ja über mein ganzes Leben entschieden. Ich bin wohl unschuldig, ja, das bin ich; aber ich habe das Alleredelste des Lebens, das Gefühl meines Werths verloren. O meines Vaters Haus ist nicht einsam genug für meinen Schmerz, für meine Schaam! Denn, o Julie, rede Du selbst, kann ich je wieder vor seine Augen treten? kann ich? darf ich?"

Julie umarmte sie weinend; denn sie konnte ihrer Schwester nicht Ja antworten.

Indeß zeigt der Lügner dem Vater einen Brief von mir, von meiner Hand, so versichert der Prediger, der meine Hand kennt; sehr ernst, worin ich von meiner Frau rede. Begreifst Du das? Ich sinne mich zum Narren darüber. „Meine Frau," so hat er von meiner Hand gelesen — „hat schon ein paar Mal das freundliche Köpfchen in die Thür gesteckt, mir zu sagen, daß die Post geht."

Man hält nun Rath, was zu machen ist. Der Spitzbube schlägt vor, so bald Rosalie nur die Kunst verstehe, freundlich gegen mich zu bleiben, und sich dennoch zurück zu ziehen, so träte alles wieder an die alte Stelle.

„Rosalie liebt ihn ja," fällt der Vater ein. „Wie kann sie gleichgültig scheinen? nur einen Augenblick lang?"

Rosalie erklärt endlich, sie könne nie wieder vor meine Augen treten. „Nein! nein!" ruft sie feierlich.

Der Fremde zuckt die Achseln. Man weißt nicht, was werden soll. Auf einmal blitzt das Gesicht des Fremden voll

Freude auf. Er sucht eifrig in seinem Taschenbuche, er findet einen Brief, er durchläuft ihn, er reicht ihn dem Vater hin, mit den Worten: „Wenn das nicht zu spät ist!“

Der Vater liest den Brief. Er ist von einer Frau von Lörrach an meinen Spitzbuben, mit der Anweisung, wohin er ihr Wechsel zu ihrer Reise senden soll. Sie gibt ihm auch Nachricht, daß ihre Reisegesellschafterin sich anders besonnen hätte. Sie wollte nicht mit ihr, und sie wäre nun in der Verlegenheit, entweder allein zu reisen, oder das erste, das beste Mädchen zu nehmen, das sich ihr anböte. Sie ersucht ihn, ihr ein junges, aber ein Mädchen von reinen Sitten als ihre Gesellschafterin zu verschaffen; aber bald, da ihre Reise nothwendig in einigen Tagen anfangen müßte.

Der Vater gab Rosalien den Brief. Sie willigte mit Freuden ein, und der Vater fragte nach der Frau von Lörrach.

Der Satan holt noch einige Briefe der Frau von Lörrach hervor; und diese Briefe und seine Erzählung geben der Frau ein so schönes Zeugniß, daß der Vater und Rosalie mit Freuden den Vorschlag ergreifen.

„Aber reden Sie französisch?“ frägt der Kerl nun verlegen. Er hört Nein. „Und Frau von Lörrach fordert das: Man muß es wagen,“ sagt er, und Rosalie schreibt ihren ersten Brief an die Frau von Lörrach. Auch er schreibt. Sein Kutscher reitet mit den Briefen ab, und ist nach zwei Tagen wieder da.

Die Frau von Lörrach ist entzückt über die schöne, natürliche Empfindung in Rosaliens Briefe. Sie will über den Mangel des Französischen wegsehen. Nur bittet sie Rosalien sogleich zu kommen, weil ihre Abreise nicht eine Stunde mehr Aufschub leide. Rosalie würde, fügt sie hinzu, bei ihr Wäsche und Kleider finden. Sie möchte nur eilen.

Der Brief ist so schön, so hoffnungsreich, daß Vater und Schwester das Un-

glück vergessen. Rosalie geht noch einmal auf die Höhe, wo sie so oft mit mir in den himmlisch-vertrauten Gesprächen der Liebe saß. Da sagt sie zu Julien: „Ach, ich fühle es, ich werde ihn nie vergessen! Niemals, Julie! O liebe Du seine Frau, wenn er sie hieher bringt; und erzähle ihr zuweilen von der unglücklichen Rosalie!“

Unter der Geschäftigkeit der Abreise, des nahen schmerzlichen Abschiedes, der neuen Welt, die sich Rosalien aufthut, der Erwartung der entscheidenden so nahen Minute eines ganz neuen Lebens denken die unschuldigen Seelen an kein Mißtrauen, an keine nähere Erkundigung.

Rosalie bleibt mit ihrem Vater noch eine Stunde allein, und erhält die letzten Ermahnungen des besorgten Vaterherzens, die ernstesten Warnungen vor der Täuschung, nicht vor der Verführung der großen Welt. Denn verführt kann Rosalie nicht werden. Sie wirft sich an ihrer Schwester Herz. Sie verspricht, recht oft zu schreiben. Sie steigt schluchzend zu dem

dem höllischen Teufel in den Wagen, und ist — verschwunden.

Nach drei Tagen kommt von Rosalien schon ein Brief. Sie ist entzückt von der mütterlichen Aufnahme und von dem edeln Charakter der Frau von Lörrach. Sie hat alles und viel mehr gefunden, als sie erwartet hat. Rosalie sandte ihrem Vater eine Summe Geld, welche ihr die Frau von Lörrach zu ihrem freien Gebrauch gegeben. Aber von den nähern Umständen der Reise, der Frau, mit der sie reist, des Mannes, der sie in die Hände dieser Frau abgeliefert hat, nicht ein Wort.

Du kannst leicht denken, daß ich diese höllische Spitzbüberei nicht auf einmal erfuhr. Denn mir sollte ja verschwiegen bleiben, wie einen nahen Antheil ich an Rosaliens Abreise hatte. Aber die ehrlichen Seelen können weder betrügen noch schweigen, und so übersah ich recht bald die gräßliche Lage Rosaliens, und — ich war verdammt, zu schweigen. Denn durfte ich dem Vater, der Schwester sagen:

Rosalie ist in den Händen einer Spitzbuben, einer Räuberbande?

Mein Erschrecken gab ich für Schmerz über Rosaliens Abreise aus. Aber zuletzt übersah ich das ganze Gewebe dieser höllischen Bosheit, da mir Julie erzählte, ich sey verheirathet. „Verheirathet?“ rief ich mit Entsetzen. Denn — das Wort „verheirathet“ erhellte wie ein Blitz den Abgrund, in den Rosalie versunken war. Das Grausen, das mich überfiel, hätte bald dem Vater und Julien das Geheimniß verrathen.

„Aber,“ hob der Vater an — „wir wissen ja recht wohl, lieber Ludolph, daß Ihre Heirath ein Geheimniß ist, das verschwiegen bleiben muß.“ Oppen, ich mußte ihnen entweder sagen, in welcher Gefahr Rosalie war, oder ich durfte meine Heirath nicht ableugnen. Ich ging darüber hin, und sie nahmen das für ein Geständniß.

Aber ich fuhr sogleich nach der Stadt, von woher Rosalie geschrieben hatte. Ich fand alles, das Wirthshaus, wo sie

wohnten; das Zimmer, das Rosalie bewohnt hatte. Frau von Lörrach mit Mamsell Troschke stand im Gastbuche. Reich war die Frau von Lörrach gewesen, und dem Ansehen nach eine edle Dame. Sie war mit eigenen Pferden weiter gefahren; wohin, wußte Niemand.

O Hölle und Teufel! Ich fuhr nach, und alle Spur war schon am Thore, das sie passirt waren, verschwunden. Den Namen Lörrach kannte kein Mensch, und den Namen des Spitzbuben, der Rosalien entführt hat, schwankt zwischen Steuber, Käuber, Läufer. Ein Banquier mußte er seyn; wo er wohnen wollte, wußte Niemand. Ich knirschte mit den Zähnen; denn ich sollte ja den Menschen kennen.

Kerl! o Kerl! der Himmel sey dir gnädig, wenn dein Geschick dich einmal in meine Hände fallen läßt! Sein Wagen ist roth, ein langer Wiener Wagen, seine Pferde sind ein Paar Füchse und Engländer; das wußte doch ein Bauer.

Sieh, da hast Du alles, alles, und was so viel als Nichts ist. Aber wo Rosalie durchkommt, wenn Ein Auge sie sieht, so kann das kein Geheimniß bleiben. Diese stolze, edle Gestalt, diese — hörst Du irgendwo, hier ist die Königin der Mädchen, die Göttin der Schönheit und der Unschuld durchgekommen: so kannst Du dreist schwören: „Sie ist es! es ist Rosalie!"

Man könnte rasend werden; denn frage ich Julien: „Hat Jemand Rosalien gekannt? Hat nicht jemand sie geliebt," so ist die Antwort: „Nein! kein Mann auf der Erde kennt sie." Ach, ich schlage den trostlosen Blick in die Wolken; denn ich darf Julien nicht sagen: „Ein Mann, der sie liebt, hat sie entführt."

Ich bin schon auf tolle Anschläge gerathen, um irgendwo einen Faden aufzugreifen, der mich zu irgend einer Spur führen könnte. Aber es ist mehr als der Gordische Knoten: Gewalt ist eben so unnütz als Nachsinnen.

Und nun zu hören, wie ruhig der Vater von ihr redet, wie fröhlich sogar Julie, und ich — nein, ich will Seedorf nicht wieder sehen. Adieu!

Graf Drakenstein an den Baron Hohnberg.

Kernau.

Bestelle alles ab, liebster Baron, alles! Sag, ich sey krank, ich sey ein Herrnhuter, ich sey todt, was Du willst. Und könntest Du mir das Paradies offen zeigen, ich kann nicht. Ich spiele mit dem Schicksal um den höchsten Preis des Lebens, um die schönste Stunde, die je das Geschick in das Leben eines Sterblichen legte. Ich kann nicht. Ich will nicht, ich darf nicht.

Was ich will? was ich vorhabe? Wie gesagt: ich habe an den höchsten Preis des Lebens alles gesetzt.

Eine Mädchengeschichte! das weiß ich, wirst Du sagen. Und beim Himmel! Baron, bei dieser Vorstellung bloß, daß Du so sagen könntest, möchte ich Dir alles verschweigen.

Ich habe von meinem Vater auf sechs Monate Abschied genommen, zu einer Reise nach Schweden, dem Vaterlande meines Hauses, wo unser Name einst eine stolze Rolle spielte. Aber was kümmert mich Schweden, und seine Nebel, und seine Klippen, auf deren Spitzen meine Stammburg der alte Drachenstein in Ruinen zerfallen liegt! Aber ich habe Zeit, Geld, und was das beste ist, der Blick meines Vater folgt mir nicht auf allen meinen Wegen; denn ich bin ja in Schweden.

Eine Mädchengeschichte! Ja! laß mich mit dem verdammten Worte noch einmal anfangen, lieber Hohnberg! O fort, fort, aus meiner Phantasie mit allen den Gestalten, mit allen den Mädchen, die wir schön nannten. Sie allein ist schön.

Habe ich je geliebt, Baron? Ich muß es zugestehen! Aber sehe ich dieses Mädchen, so sage ich: Nein! so schwöre ich nein! so weiß ich erst jetzt, was Liebe ist, an diesem Herzen, das keinen Wunsch mehr kennt, als ihren Besitz; an meiner vollen Seele, die auf einmal alle Wunder der Liebe, einer heiligen, ewigen Liebe, glaubt, begreift und beschwört.

Sieh, Hohnberg, — aber, ich beschwöre Dich, lächle nicht! — Müßte ich um des Mädchens Willen meinen Rang ablegen, mein Vermögen hingeben, müßte ich sie mit der Arbeit eines Bauers erkaufen, flöhe sie in eine menschenleere Einsamkeit, aus der die Welt keinen Zugang mehr hat: so würde ich ihr folgen, ohne einen Augenblick anzustehen.

Sie hat mich überwältigt! Aber ich wußte nicht, und Du weißt es nicht, und das ist die Strafe, die wahrlich zu harte Strafe unsers Leichtsinns, daß wir nicht wissen, welch ein feines, welch ein unaussprechliches Glück darin liegt, von der Liebe so überwältigt zu seyn, so aus eines

theuren Weibes Auge, aus ihrem Lächeln, Leben, Freude, Hoffnung; jedes theure Gut des Lebens, selbst der Zukunft Freuden, die wir nie fühlten, zu nehmen!

Woher denn sonst? frage ich Dich, und mich selbst mit Erschrecken, daß ich nie auf diesen Gedanken gerathen bin. Woher denn sonst? Von wem sonst kannst Du diese Liebe, diese Treue, das Vertrauen fordern, als von einem geliebten Weibe? Ist eine Verbindung, die Freude und Glück gibt, die sich auf — es muß heraus das Wort, mit dem wir spielten, — auf Tugend gründet, als die häusliche, wenn sie auf Liebe ruht? Das Vaterland fordert Opfer, — Opfer, sage ich, und wage es zu leugnen, das Haus allein hat die Belohnung des Mannes.

Pah! Du wirst lachen; und in der That, ich lächelte selbst, obgleich ich sehr ernsthaft bin. Zu leugnen ist das nicht, was ich sagte, ich mag die Sache drehen, wie ich will; und wäre ich, was sie ist, oder wäre sie, was ich bin — O Himmel! Sieh, und das ist das Verdammte im Leben,

daß das Schicksal unüberwindlich zwischen unsre schönsten Vorsätze, und unser Glück tritt.

Fahr zum Henker!

— — —

Ich will Dir ohne alle weitere Philosophie den Fall vorlegen. Zu ändern ist nichts daran: denn ich bin fest entschlossen! —

Auf dem Wege nach meiner Tante, die von Zeit zu Zeit besucht seyn will, bittet mich mein Jäger, den Du kennst, mein Gustav, um Erlaubniß, einen alten, unverheiratheten Vetter, dessen Erbe er zu werden hofft, zu besuchen.

Ich lächle und sage Ja. Wir beide waren auf Einem Wege. Ich muß einen halben Tag darüber in einem Dorfe liegen bleiben. Er kommt zurück. „Nun Dein Vetter, Gustav?“

„Ja, mein Vetter, Herr Graf, mit dem hat es gute Wege; aber hätten Sie gesehen, was ich gesehen habe?“ Und nun erzählt er mir, er habe das schönste

Mädchen gesehen, was je die Erde getragen. Der Bursche ist so begeistert von dem Reiz des Mädchens, daß er mich endlich neugierig macht.

„So komm!“ sag ich. Aber nun ist sein Vetter ein so starr redlicher Mann, der das Mädchen liebt, wie seinen Augapfel. Ich muß mich in eine seiner Jacken stecken, und so geht's zum Vetter, der als Verwalter in einem verfallenen Hofe haust. Wir werden gut aufgenommen. Mein Gustav bezeichnet mir die Stelle, die das Mädchen täglich besucht, um von da die Aussicht in die reizende Gegend zu genießen.

Ich stand mit meinem Taschentubus auf der Lauer, und erwartete lächelnd ein paar rothe Wangen, und den frischen Reiz der Jugend, und siehe da! ich bleibe erstaunt stehen beim ersten Blick auf dieses liebreizende Gesicht voll Unschuld, voll Hoheit, voll einer unsäglichen Anmuth. Sie schwebt den Berg heran wie eine Oreade. Je näher sie kommt, desto mehr Reize umschweben die lebenvolle, schöne,

hohe Gestalt, den leichten Gang, jede Bewegung, und alles war sie, sie allein. Kein Schmuck, kein Band, keine Kunst, die wie Natur läßt, half hier dem Reize empor. Eine Blume an der Brust war der ganze Putz, den sie zu kennen schien; und dennoch schien ein unmodiges Mieder, ein gewöhnlicher Rock, ein fest gezogenes Halstuch, das schöne Gewand der Grazie zu werden. Die Schönheit war ihr Putz.

Sie setzte sich. Sie strickte mit beharrlichem Fleiß, und von Zeit zu Zeit schlug sie das blaue Auge in die Gegend. Ich stand dreißig Schritte von ihr, vom Gebüsch ganz verborgen. Ein Knabe kam mit einer Last Holz, die er aus dem Gebüsch geholt hatte. Sie redete ihn an. Ihre Stimme war Wohllaut, der Wechsel des Tones in Ernst, in Scherz, in Freundlichkeit, Harmonie, und Freund, sie war unterrichtet; denn sie redete ihre Sprache richtig, schöner als ich und Du.

Ich kam in tiefen, süßen, sehnsüchtigen Träumen bei dem Verwalter an. Ich machte mich an den alten Herrn; aber

mein Gustav hatte Recht. Des Alten Redlichkeit war unbeugsam wie Stahl. Wir hatten alles zu thun, daß er nur nicht ahnte, wen er in seinem Hause hatte.

Was ich von dem Prediger hörte — denn es war des Predigers Tochter — war noch schlimmer. Mein Verwalter konnte ihn nicht genug loben, seine Uneigennützigkeit, sein männliches, ruhiges Ertragen seiner Armuth, ohne daß je eine Klage über seine Lippe kam. Was er an ihm tadelte, — horch auf! — er, der Verwalter mit der Redlichkeit vom unbeugsamsten Stahl, war, daß der Prediger zu hochmüthig, zu eigensinnig sey. „Er achtet,“ sagte der Verwalter — „nicht Rang, nicht Geld, nicht Macht! Er steht vor einem Fürsten so stolz als vor einem Bettler. Mit dem gnädigen Herrn, da der noch hier lebte, gab es Dinge —“ der Alte schob noch furchtsam seine Mütze auf dem grauen Kopfe umher, da er das erzählte.

„Was gab's?“ fragte ich und hörte: „Der gnädige Herr macht Jagd auf des

Predigers junge Frau. Der Geistliche nimmt, da der Edelmann ihn besucht, ruhig die Büchse von der Wand, ladet sie mit zwei Kugeln, tritt vor den adlichen Herrn, mit dem Anstand eines Königs, sagt: „Sie lieben meine Frau, gnädiger Herr! Das erste Mal, daß Sie meine Frau wieder anreden, es sey, wo es sey, sende ich Ihnen diese zwei Kugeln in Ihr Herz. Sie wissen, wie gut ich schieße."

„Der Edelmann will sich entschuldigen. „Herr!" ruft der Geistliche — „wer nur Einen Blick in Unehren auf meine Frau oder auf meine Tochter wirft, wenn sie erwachsen ist, ist ein Kind des Todes. Meines Weibes Untreue fürchte ich nicht; aber ich will nicht haben, daß ein unheiliger Blick ihre Unschuld entweihen soll."

„Diese Büchse hat der geistliche Herr noch," setzte der Verwalter hinzu — und die beiden Kugeln stecken noch darin; denn mit der Jagd hatte es von dem Tage an ein Ende."

Die Büchse und die beiden Kugeln scheue ich nun nicht; aber doch, was ich

weiter hier in der Gegend hörte, die Armuth des Mannes und den Ehrgeiz, der alles andere verschmähet, und nur in dem unbescholtenen Ruf seiner Kinder sein Glück findet.

Und doch — der Teufel weiß, warum mir alles das als Bedenklichkeiten entgegen trat, Freund, da ich den Mann selbst sah. Das Gesicht da, hättest Du gesagt, wird von keinen schönen Worten gekirrt; in dieser stolz gehobenen Brust schlägt eines Mannes Herz, das vor nichts zittert. Da gibt's auch, außer dem Vater, einen Bruder, erzählte mir der Oberförster Grau, der die Familie recht genau kennt. Er ist arm, so arm, Herr Graf, sagte Grau, daß er vom Allmosen — nein, der Teufel, nein, denn er verhungerte lieber, als daß er von einem Menschen eine Unterstützung nähme; hat Romane gelesen, denk ich, Herr Graf, denn so arm er ist, so steht er mit der Pistole und dem Degen Jedem zu Dienst, der ihn nur von der Seite ansieht. Mein Sohn

studirt mit ihm; der weiß, wie hochmüthig der junge Mensch ist.

Ich fragte nach der Geschichte der Büchse und den zwei Kugeln darin. Grau, selbst ein furchtloser Mann, bestätigte sie, und setzte hinzu: „Der schwarze Herr hätte Wort gehalten; o das wußte sein Edelmann auch wohl, darum zog er von Seedorf ab. Denn sagt der Pastor da die drei Worte: „Auf mein Wort!" so kann man eine Welt darauf bauen."

Weiter, mein Herr Baron, wohnt meine Tante in der Nähe bei Seedorf, die Du kennst; und wenn die nur ahnte, daß ich das Mädchen angesehen — Nein, sieh, ich pfiff lustig mein Jägerlied, da ich mit meinem Gustav den Zauberkreis des Mädchens verließ. Ich wollte mir die Sehnsucht aus der Brust wegpfeifen; aber es ging nicht. Ich blieb acht Tage in der Gegend beim alten Grau, der Entenjagd wegen. Niemand durfte etwas wissen.

Ich sah das Mädchen alle Tage wieder; ich hörte ihre Gespräche mit der

Schwester, mit ihrem Vater, der sie zuweilen auf die Höhe begleitete. Diesen sanften Stolz bei so viel Armuth, diesen Ernst bei so viel zärtlicher Liebe, diese Bescheidenheit und Demuth bei so viel Selbstgefühl und Ansprüchen auf Achtung habe ich nicht für möglich gehalten.

Ich verließ die Gegend mit einer unendlichen, fast rasenden Liebe in der Brust; und doch war ich — das ist seltsam — zu nichts entschlossen: und daraus siehst Du, Freund, welch einen Werth mehr dieses Mädchen über die andern haben muß!

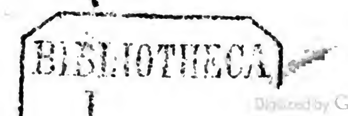
Fortsetzung.

Ich kam wieder in die Hauptstadt, und meine fast hoffnunglose Liebe fing mit dem Triumph der glücklichsten an, mit der fleckenlosesten Treue. Glaube mir, ich war dem schönen Bilde treu. Ich brach jede Verbindung ab aus einem Gefühle, das ich so oft verspottet hatte, meine Liebe zu

dem

dem theuren Mädchen nicht zu entweihen. Ich kam in dieser süß aufgelösten Empfindung zu Bemerkungen über das wahre Glück des Lebens, von denen Du ein paar Proben im Anfange meines Briefes gesehen hast.

Aber mein Vater, meine Familie, mein Name, alle meine andern Hoffnungen? Ich sah recht gut, daß ich auf dem rechten Wege den höchsten Wunsch meines Lebens, ihren Besitz, nicht befriedigen konnte, und so — ich kämpfte, o ich kämpfte, ich siegte fast. Aber ich sah sie wieder, und sah sie an dem Arme eines Mannes, den ich nicht gefürchtet hätte, wenn ich hervortreten durfte. Da loderte die tobende Flamme der Eifersucht in meiner Brust empor. Ich sah sie beide. Sie ging neben dem Manne, ihre Hand in seiner, ihm zulächelnd mit dem Lächeln, nicht der Liebe, sondern ihrer Holdseligkeit. Er nannte sie seine liebe Rosalia, und ich stand da, versteckt wie ein Dieb, ich, der ich ihre Reize schätzen konnte, mehr wie dieser Mensch, der ihr nichts für ihre Jugend, für ihre



Zauberreize, für ihre Liebe bieten konnte, als — ein Auskommen.

Weh! da stand der Entschluß fest! fest! und er steht noch fest, wie die Erde! denn was dieser Mensch, Ludolph, ihr geben kann, was ist's denn? Ich gebe ihr die Liebe eines jungen Herzens, die schönste Freude des Lebens, den Genuß ihrer Tage, und Gold, so viel sie will. Dieser Mensch — er ist kein alter Mann; aber er ist über die Zeit, wo alles blüht, wo die Liebe noch glücklich macht, weg. Ich flog in die Hauptstadt, und warf mich dem — Herrn Bohr in die Arme.

Das freundliche, triumphirende Grinsen dieses Kerls, daß er mich nun endlich hatte, mich, der ihn haßte, der ihn verachtete, ging mir wie ein erstarrender Eisstrom durch die Seele. Er ließ sich erzählen, er legte den Finger an die Stirn, horchte lächelnd auf, stützte wieder das Kinn in die Hand, verfinsterte die Augen, und dann hob er an: „Sie wollen also das schöne Mädchen verführen, Herr Graf?“

Ich sah ihn zähneknirschend bei der Frage an. Er wiederholte sie ganz kalt. „Denn," setzte er hinzu — „ich muß meiner Sache gewiß seyn; Sie haben zuweilen Anfälle von Reue, von Großthuerei mit einer Tugend, die auch, wenn sie Ernst ist, recht schön ist, recht schön, Herr Graf! Und es wäre freilich großmüthig, wenn Sie das schöne Mädchen vergäßen, wenn Sie Ihre Leidenschaft Ihrer Großmuth zum Opfer brächten."

Ich legte statt aller Antwort meine gefüllte Goldbörse auf den Tisch. „Ich gebe Ihnen zehn Mal so viel, Herr Bohr, wenn Sie mir beweisen könnten, ich thäte nicht Unrecht."

„Das kann ich nicht, das mag ich nicht. Auch hoffe ich, Sie werden die Sache mit sich abgemacht haben, Sie werden, wie der Engländer sagt, in your rights seyn."

Er lachte laut über den Doppelsinn seiner Worte; und doch hielt er seine scharfen, durchbohrenden, blitzenden Augen auf mich fest, so heiter er auch war. „Ich sehe

das Leben nicht an wie ein Herrnhuter, der Nichts, oder wie ein junger Mensch wie Sie, zum Beispiel, Herr Graf, der Alles für erlaubt hält, sobald eine Leidenschaft ihn treibt. Ich weiß, wie Sie von mir denken, Herr Graf! Aber zu einem Verbrechen werden Sie mich so wenig bereden, als ein Anderer.“ Er legte bei den Worten die Hand auf die Brust. „Man muß seinen Grundsätzen leben; das Schlimmste ist, gar keine haben, wie die reichen, jungen Herren, die eben darum sich einbilden, sie wären tugendhaft. Nun lassen Sie hören!“

„Ich will das Mädchen verführen!“ sagte ich erbost über seine Heuchelei, und sah ihn höhnisch-lächelnd an.

„Dazu,“ sagte er, und schob die volle Börse zu mir zurück — „bedürfen Sie meines Beistandes nicht. Die Unschuld, das Zutrauen des unerfahrnen Mädchens, ihre Jugend, der in der jungen Brust erwachte Trieb der Natur; und Herr Graf, Ihre Gestalt, Ihre Jugend, und was mehr als alles ist, Ihre heftige Leiden-

schaft zu dem Mädchen, dem ja kein Herz widersteht, sind ja hinlänglich. Was aus dem entehrten Mädchen wird, was aus dem trostlosen Vater, das haben Sie mit Ihrem Gewissen abzumachen. Ich sage mich los, Herr Graf!"

„Herr Bohr — Sie waren sonst so schwierig nicht!" sagte ich im Innern heftig ergrimmt und unendlich beschämt.

„O ja, wo die Schuld nur die Schuld verleiten wollte, wo keine Unschuld geopfert wurde, wo für das zerstörte Glück ein froheres, kummerloses Leben, ein besseres Glück der Preis war. Sie sind nicht gescheut, Herr Graf!" sagte er lachend, die englischen Worte jetzt übersetzend — „oder Sie — verachten mich. Und dazu bin ich zu gut." Er stand auf.

O sieh, wie der Satan mich demüthigte! „Was kann des Mädchens Geschick seyn? denn heirathen können Sie das Mädchen nicht. Die Leidenschaft verraucht, und dann —"

„Diese nicht, Herr Bohr! Bis auf meinen Namen will ich alles mit dem theuren Mädchen theilen."

„Wie Sie selbst sagen, Herr Graf, setzt das Mädchen eben den Preis auf ihre Liebe, den Sie ihr abschlagen."

„Sie wollen mich doch nicht mit ihr verheirathen?"

„Nein!" sagte er trocken. „Aber fragte mich das Mädchen: Sie wollen mich doch nicht bereden, des Grafen Mätresse zu werden? Ich würde eben so aufrichtig Nein antworten, und würde dem Mädchen Wort halten."

„Was also?"

„Sie versprechen in einer Urkunde keine Gewalt zu gebrauchen, sondern nur von der Liebe des Mädchens Ihr Glück zu nehmen. Sie sichern dem Mädchen eine Summe Geldes zu, die das Mädchen, wenn die Leidenschaft verraucht ist, über alle Sorge weghebt. Sie ersetzen dem Vater, den Geschwistern —"

Ich fiel in seine Arme. „Setzen Sie," rief ich — „die Summe, so hoch

Sie wollen, und ja recht hoch. O ich bin nur reich für das Mädchen —"

„Und schlägt das Mädchen Ihre Anerbietungen aus, Herr Graf; kann nur Ihr Name und Ihre Hand die Liebe des Mädchens gewinnen: so geht sie zu ihrem Vater zurück, unschuldig, wie sie ihn verließ, und mit einem unbefleckten Rufe, selbst wenn es möglich ist, ohne selbst zu wissen, was man von ihr wollte."

Ich stutzte. Denn er redete, als wäre es sein heiliger Ernst, und ich habe ihn seitdem nicht einen Schritt weiter bringen können. Er ist jetzt verreist. Ich habe ihm das Wort gegeben, das Mädchen nicht eher wieder zu sehen, als bis er mir die Erlaubniß dazu gibt. Ich habe, um seinen Plan zu befördern, von meinem Vater die Erlaubniß erbitten müssen, eine Reise nach Schweden zu machen, „und Sie sollen auch dahin reisen:" sagte er lachend.

Noch ist er nicht wieder hier. Ich hoffe jede Stunde auf ihn. Denn hieher

nach Kernau will er kommen, sobald etwas gethan ist.

Graf Drakenstein an den Baron Hohnberg.

Kernau.

Sie ist mein, Hohnberg! Sie ist mein! Rosalie ist — mein? O Himmel, ich habe Sie nur erst einmal gesehen. Einmal und aus der Ferne! Ich habe dem Herrn Bohr mein Ehrenwort geben müssen, ganz unbedingt seinen Befehlen zu gehorchen. Ach, es war die allerhöchste Zeit! Einen Monat, ja ein paar Tage später, war alles zu spät. Sie wäre die Frau dieses Ludolphs gewesen.

Bohr erfuhr durch seine Leute von dem alten Verwalter in Seedorf, daß Herr Ludolph Rosalien liebte, daß Rosalie ihn — liebte. O nein, das ist nicht wahr! das ist nicht, obgleich Bohr mir es mit allem Ernst versichert, ob-

gleich er mir erzählt — Nein! nein! ich müßte verzweifeln.

Nein! nein! denn sieh, liebster Hohnberg, Rosalie ist achtzehn Jahr, der Ludolph gewiß vierzig, obgleich Bohr ihm nur sechs und dreißig gibt. Er ist zwar den Sommer hindurch oft in Seedorf gewesen; aber er hat niemals ein Wort von Liebe gesagt. Und welch eine Liebe, wenn es ja Liebe war? Da feilscht er um das Gut eines Herrn von Harting, um die Tochter nicht von ihrem Vater zu trennen, um seines Raubes gewiß zu seyn. Dann will er hervortreten, als Besitzer des Guts, den Vater blenden, die Tochter.

O sprich, greift ein Mann, welcher der Liebe eines Mädchens gewiß ist, zu solchen Waffen? gewiß nicht. Aber es wäre ihm gelungen, gelungen gewiß! Denn der Vater erwartet die Werbung, Rosalie auch. Sie werden unruhig, da er immer wieder kommt, und nicht redet.

Auf diese Ungewißheit hat Bohr seinen Plan gebaut, und er hat ihn wie ein Meister in seiner Kunst ausgeführt. Mit einer unbeschreiblichen Feinheit macht er die Bekanntschaft eines Raths Oppen, des vertrauten Freundes Ludolphs, weiß sich eines Briefes Ludolphs an Oppen zu bemächtigen. So reist er nach Seedorf, überredet die Familie, daß Ludolph verheirathet ist, und so weiß er Rosalien in die Hände einer Frau von Lörrach zu spielen, die eine Reisegefährtin sucht, zu einer Reise, die nie genennt wird.

Genug, Rosalie ist in den Händen einer Frau von Lörrach, und was das Seltsamste ist, Herr Ludolph hat nicht für gut gefunden, unsere Spitzbüberei dem Vater Rosaliens zu verrathen. Seltsam! ihm kann sie doch nicht entgangen seyn. Aber desto besser für uns. Denn Bohr meint, Rosalie könne so Briefe von ihrem Vater erhalten, und wir könnten die Täuschung so lange fortsetzen, als

es Herrn Ludolph beliebte, unser Spiel zu verschweigen.

Dieser Bohr — Du hälst ihn für einen großen, feinen Menschenkenner; ich nicht! — Er versteht sich auf nichts, als auf sich selbst, und seines Gleichen. Seine Plane, ob sie ihm gleich gelingen, sind dennoch plump. Sein Verstand ist nichts als Verschmitzheit. Er hat von Jugend auf eine Maske getragen, darum eben sitzt sie ihm fest. Er lebt in der Intrigue, wie andere Menschen im Genuß.

So redet er jetzt von nichts, als diesem Herrn Ludolph, dessen Namen er für eine Maske hält. Er hat von ihm so viel herausgebracht, daß er verheirathet gewesen, oder noch ist, daß er einen Sohn hat. „Und so," sagt er triumphirend — „haben wir vielleicht ihre tugendhafte Rosalie aus den Händen eines Betrügers gerissen. Denn ist er kein Betrüger: warum verschweigt er dem Vater, daß seine Tochter von mir entführt ist? Dieser Vogel klebt an meiner Leimstange, Herr

Graf, und mag er noch eine Zeit lang flattern, mir soll er nicht entgehen!"

Von Rosalien sagte er hingegen: „Sie ist, was sie alle sind, eine feine Kokette, die nur eine seltene Maske trägt, die Maske einer heiligen, demüthigen Unschuld. Nehmen Sie ihr die Maske, Herr Graf, und Sie haben gesiegt!" Sieh, er weiß nicht einmal, daß Unschuld möglich ist. Jede Tugend scheint ihm eine Maske, hinter welche der Ehrgeiz, oder die Habsucht, oder die Wollust sich verborgen hat. „Maske um Maske! das ist sein Wahlspruch.

O ich hasse, ich verachte den Menschen immer inniger, je näher ich ihn kennen lerne! O weh, daß ich aus seinen unreinen Geierklauen das reinste, unschuldigste Wesen nehmen muß! Aber ich muß! denn der Mensch ist auf seine List so stolz, daß er sich jede Rache gegen mich erlauben würde, wenn ich jetzt mein Spiel allein spielen wollte. Schrecklicher, entehrender Zustand!

Diese Frau von Lörrach hat das Ansehen einer Dame von Stande. Wer sie ist, weiß ich nicht. Aber, obgleich sie in den Stricken dieses Teufels ist, so ist sie dennoch nicht ohne Gutartigkeit. Sie scheint Rosalien sogar zu lieben, und Rosalie liebt sie. Nein, ganz böse kann sie nicht seyn; denn das Herz allein können diese Betrüger nicht nachmachen. Aber weg von diesem Gelichter!

Fortsetzung.

In einer einfach bürgerlichen Kleidung, unter dem Namen Flint, wurde ich endlich bei Rosalien aufgeführt. Ich begegnete beiden Damen auf dem Vorsaale im Gasthofe.

„O mein Himmel," rief Frau von Lörrach — „sind Sie's, Herr Flint? Ich freue mich recht innig, Sie wieder zu sehen." Ich folgte ihnen auf ihr Zimmer. Sie stellte mir Rosalien vor als ihre

junge Freundin. Rosalie schlug den Schleier von ihrem Gesichte zurück, und nun, nun sah ich sie, zum ersten Mal; ganz in der Nähe. Aber ich verschwor es in dem Augenblick, je eine Beschreibung von ihr zu machen, je sie mahlen zu lassen. Denn Rosaliens Reiz faßt kein Auge auf, giebt keine Farbe wieder. Ihr Reiz ist etwas Unnennbares, etwas Geistiges. Zu den lachenden Grübchen in den Wangen gehört das seelenvolle Lächeln in ihrem Auge, zu diesem Auge wieder der rührende, klingende Ton ihrer Stimme, dazu die Bewegung der frischen, blumenduftathmenden Lippen, dazu — Rosalie!

Die Unschuld mag ein Raphael mahlen, die Hoheit der Seele, aber Rosalien nicht.

Ich blieb, ergriffen von dem ersten Anblick der himmlischen Schönheit, stumm vor ihr stehen, und noch hatte sie kein Wort geredet. Sie verbeugte sich nur. Aber da die Frau von Lörrach, meine Verlegenheit bemerkend, ihr erzählte, welch einen Ritterdienst ich ihr einmal in

einer großen Verlegenheit auf einer Reise geleistet hätte, da wendete sie das dankbare Auge auf mich, als hätte ich den Dienst ihr geleistet, als erkennte sie nur erst jetzt den alten Freund wieder, und ich wurde immer stummer und verwirrter.

Frau von Lörrach fragte nun, woher ich käme, wohin ich wollte. Ich nannte die Gegend, wo Rosaliens Vater lebte, und bei diesem Namen, der sie an ihren Vater erinnerte, stieg ein himmlisches Lächeln auf ihr Gesicht, und zugleich eine so schöne Wehmuth, die mich im tiefsten Grunde meiner Seele erschütterte. Ich hätte ihr sagen können: „Wir sind Betrüger, Rosalie!"

„Da können sie Rosalien einen freundlichen Dienst leisten, lieber Flint, wenn Sie ihren Vater besuchen wollten, der in der Gegend lebt. Rosalie hat schon auf ein halb Dutzend Briefe keine Antwort."

„Ich bringe Ihnen gewiß Antwort, wenn ich weiß, wohin ich sie senden soll."

„Das ist's eben, was mich ängstet," fiel die Frau von Lörrach ein. „Auf meiner Reise liegt ein dunkles Geheimniß, das ich keinem Briefe Preis geben kann. Und Sie — Ihnen darf ich trauen, Ihrer Ehrlichkeit — Sie sollen uns rathen, wie wir das mit den Briefen anzustellen haben."

Da öffnete sie die holdseligen Lippen, da ruhte der freundliche Blick auf mir. „O wollten Sie das, Herr Flint? Sie würden drei Herzen, die voll Schmerz sind, mit Freude erfüllen."

Aber die Frau von Lörrach mußte jetzt fort. Es war nichts anders zu thun, ich mußte sie begleiten, um auf der nächsten Poststation Rosaliens Briefe zu erhalten. Wir reisten ab. O welche köstliche Minuten, da ich gegen ihr über saß, und sie, um meinen Eifer, ja ihren Vater zu sprechen, zu vermehren, mir von ihrem väterlichen Hause erzählte, wie sie von ihnen geliebt war, wie sie liebte, wie glücklich sie in ihrer Armuth gewesen. Nun bestellte sie mir, was ich alles in ihrem Hause ausrichten, wornach ich fragen, was

ich

ich sehen, wen ich grüßen sollte. O mit welcher Gewalt sehnte sich das schöne Herz wieder in die geliebte Heimath zurück, o mit welchen vielfachen, lieblichen Banden war sie an ihre Familie gebunden!

Du hättest sehen müssen, wie im Gespräch ihr Auge immer verklärter wurde, ihr Lächeln immer himmlischer, und wie zuletzt ein sanftes Benetzen der Augen die zu große Wehmuth und das zu mächtige Entzücken verkündigte!

„Sehen Sie, Flint, so ist sie nun! Alles ergreift sie so mächtig, das thut nicht gut.“

Sie bat Rosalien, auszusteigen, um sich mit einem Gange in dem schönen Walde, wodurch wir eben fuhren, zu zerstreuen. Ich begleitete sie.

„Die Frau von Lörrach,“ hob sie nun an — „ist um mich besorgt. Ach, die weiß nicht, wie das Andenken an geliebte Menschen, selbst die Sehnsucht nach ihnen, die Wehmuth, das Blut erfrischt, und das Herz erhebt und stärkt!“

Ich versprach ihr nun, ihren Vater zu besuchen, und ihr gewiß Briefe von Hause zu bringen. Ich versprach es ihr mit einer großen Begeisterung. Sie reichte mir die Hand, und sagte lächelnd: „Gewiß? Sie wollen? Auf Ihr Wort?“ Auf mein Wort! „das sagte mein Vater immer, und dann war es gewiß.“

„Auf mein Wort!“ sagte ich und faßte diese schöne Hand; aber ich wagte es nicht, sie an meine Lippen zu drücken. Aber da ihre Hand die meine drückte, legte ich sie auf mein Herz, auf das Herz voll Verrath, voll Lügen. Nein, nein, Hohnberg! Es war ein Herz voll Liebe, voll Großmuth, voll Tugend, auf dem Rosaliens Hand ruhte. Ich schwor, sie glücklich zu machen, und müßte ich sie selbst darum verlassen.

Und nach diesem Schwure hatte ich den Muth, ihren Arm in meinem, weiter mit ihr zu gehen, und ruhig mit ihr zu reden. Wir kamen auf ihren Abschied von ihrem Vater; ach, da traf sie mein

Herz! Härter hätte die rächende Hand des Schicksals es nicht treffen können.

„Es ist seltsam," hob sie lächelnd an — „mein Vater warnte mich vor der Welt, vor den Menschen; sie wären grausam, hart, heuchlerisch; und ich habe nichts als freundliche Menschen gefunden. Erst die Frau von Lörrach, die mir, glauben Sie mir, wie meine Mutter ist, und nun wieder Sie, Herr Flint, einen so gütigen Mann, einen so edlen Mann, darf ich gewiß sagen, nicht wahr? Denn ich habe wohl gesehen, wie meine kleinen Erzählungen von unsrer Liebe Sie rührten, mehr als ich dachte, daß sie einen Mann rühren könnten, und" — erröthend und stockend, als schämte sie sich, setzte sie hinzu — „eine Thräne in dem Auge eines Mannes ist der sichere Bürge seiner Redlichkeit: nicht wahr? obwohl mein Vater zuweilen sagte: Die Heuchelei, der Betrug hat auch Thränen, und die falsche Erweichung des Bösewichts."

O Hohnberg! Hohnberg! nein, ich konnte mein Auge nicht auf ihrem Auge

lassen. Ich schlug es, bestraft, feige, tückisch, zu Boden. Und die heilige Unschuld sah mein Auge nicht; sie fuhr fort, mit Freundlichkeit mich zu loben. O! o!

— — —

Aber! von diesem Ludolph kein Wort! nicht ein Wort! Ist das ein gutes Zeichen oder ein böses?

Fortsetzung.

Auf der nächsten Station schrieb sie ihre Briefe, an den Vater, an die Schwester. Ich sah durch ein Fensterchen in der Thür sie schreiben. O welch eine lebendige Bewegung in dieser Seele! Sie stützte jetzt das Haupt, und langsam mahlte die Hand die Züge, dann flog die Feder unter einem frohen Lächeln der schönen Lippen. Dann legte sie die Feder nieder, ging ein paar Schritte, den Kopf auf den Busen nieder gebeugt, als sänne sie nach — O jedes

Wort in ihrem Briefe will ich beschwören, wie ein Wort in der Bibel!

Sieh, Hohnberg, wenn ich sie so sehe, so schwöre ich alle Mal, sie soll mein Weib werden, meinem Vater, meiner Familie zum Trotz. Alles dünkt mich ja so leicht! Ich darf ja nur mit ihr über die Gränze gehen! Das nicht einmal; ich darf nur meinem Vater frei sagen, daß ich dann gar nicht heirathen will. Ich bin der Letzte meines Namens; denn mein Oheim ist ja wohl längst zur Ruh, vor dessen Zurückkunft mein Vater immer zittert. Und ehe mein Vater seinen Namen untergehen sähe, eher gäbe er zu, daß ich — Gott! Gott! muß es so seyn auf der Erde? — eher gäbe er zu, daß ich glücklich würde! Glücklich? O der seligste Mensch, den je die Erde trug! Aber bin ich denn wieder aus des Mädchens Nähe, die wie die Nähe eines erhabenen Geistes alles rings um sich erhebt, stärkt, verklärt: — so — o es sollte so nicht seyn! — so sinke ich zurück in die Nacht der Unentschlossenheit aus dem erfreulichen Licht

des Himmels, aus der belebenden Wärme einer schönern Sonne, in den Frost des Lebens, das wir, o wir verkehrten Thoren! das wir das große Leben nennen.

O es soll, es muß anders werden! Es soll; bei dem Himmel, dessen heilige Strahlen mich umleuchten, es soll!

Sie gab mir dann die Briefe, und empfahl sie mir mit einer erhöheten Freundlichkeit. Ich nahm sie. Die Frau von Lörrach forderte sie mir ab zum Oeffnen.

„Oeffnen? diese Briefe?“ rief ich — „nein, beim Himmel! die soll kein Auge entweihen!“

Die Frau sah mich groß an. „Sie sind doch seltsam, Herr Flint! Sie wollen also mit Gewalt zerstören, was Sie selbst mit so viel Mühe gebaut haben?“

„Nein,“ rief ich erbittert — „Nein! ich will nicht länger —“

Sie gab mir lächelnd das Petschaft, wie das, womit die Briefe versiegelt waren, und das den Namen Rosaliens hatte. „Nehmen Sie! Besserer Rath kommt

über Nacht, und wäre es auch nur Neugierde, wie das schöne Mädchen von Ihnen denkt. Denn geschrieben hat sie von Ihnen."

Ich nahm das Petschaft. Ich reiste ab, und — im ersten Nachtquartier — o ich — ich öffnete die Briefe, die ohnehin so zutraulich-leicht versiegelt waren.

Ich las. O Hohnberg! Jedes Wort durchschnitt meine Seele. Sie sprach von der Frau von Lörrach mit der Liebe einer Tochter. Sie erzählte dem Vater jede Kleinigkeit, die ihr begegnet war, und was die Welt für einen Eindruck auf ihr Herz machte. Der Brief war unendlich schön, zwischen der Heiterkeit, welche durch den Anblick des neuen Lebens entstehen mußte, und einer wehmüthigen Sehnsucht nach ihrem stillen, glücklichen Leben. Sie läßt Herrn Ludolph freundlich grüßen, und dann nicht ein Wort weiter von ihm. Ich frage, ist das ein gutes oder ein schlimmes Zeichen?

Dann bat sie ihren Vater und ihre Schwester, zu antworten, und mir die

Briefe mitzugeben. Ich würde ihr sie sicher überbringen, oder senden, wenn ich nicht zurück könnte. „Herr Flint," setzte sie hinzu — „ist ein edler, ein bescheidner, angenehmer Mann. Doch Sie selbst werden ihn sehen. Er wird mit Ihnen verabreden, auf welche Weise ich von Ihnen Briefe erhalten kann, welche immer die theuerste Freude meines Lebens seyn werden."

O Freund, o zum Teufel! ich bin nicht glücklich, wie Du glaubst. O wie magst Du glauben, daß ich mich brüste, daß ich krähe vor Triumph? Ach, ich fürchte, ich werde es nie werden, nie! und wenn auch — — O ich könnte glücklich werden! Ich könnte es! Ich starre in die Mitternacht hinaus, und möchte in den Sternen mein Geschick lesen. Vor mir steht der schimmernde Sirius. So schimmert sie, und ich bin die dunkle Gewitterwolke, die den schönen, reinen, schimmernden Stern auf ewig verdunkeln will! Auf ewig! O nein, das steht nicht in den Sternen geschrieben

für mich. Und steht es dort geschrieben, o so war es die Hand der Furien, welche die Züge schrieb!

Graf Drakenstein an den Baron von Hohnberg.

Kernau.

Ich kam mit den Briefen in Seedorf an. Ich hatte meinen Wagen eine Meile von Seedorf stehen lassen, und ging zu Fuß, um mich zu erkundigen, ob Ludolph da sey. Er war nicht da, und ich ging in das Haus. „Ich habe Ihnen ein paar Briefe von Mamsel Rosalien abzugeben.“ Sie lasen beide. Ich hatte Zeit, sie zu betrachten.

So oft ich den Vater ansah, so war mir's, als hätte ich ihn schon gekannt. Mir war's, als ob mir das Gesicht Ehrfurcht geböte. Ach, es war wohl nichts, als der Vorwurf — meines Gewissens!

Die Schwester bot mir nun freundlich die Hand zum Willkommen, dann der Vater, beide mit einer Freundlichkeit, mit einem Zutrauen, das mich hundert Mal schaamroth machte.

„Sie wollen unsere Antworten Rosalien bringen?" fragte ernst der Vater.

„O gewiß! gewiß! wenn auch nicht ich selbst; denn ich weiß in der That nicht, ob ich sie wieder sehen werde."

„Und auf welche Weise?" fragte der Vater mit gerunzelter Stirn." Es ist seltsam, daß wir — doch reden Sie!"

Ich lächelte. „Es ist seltsam, wie Sie sagen, Herr Pastor, daß die Frau von Lörrach — aber es ist nichts weiter, als eine vielleicht ganz unnöthige Eitelkeit."

„Wie so? was ist eine Eitelkeit? Ich verstehe Sie nicht."

„Daß die Frau von Lörrach aus ihrer Reise und aus ihrem Aufenthalte ein so wichtiges Geheimniß machen will. Indeß weiß ich doch nicht gewiß, ob es nicht dennoch nöthig ist. Sie wenigstens versichert es. Aber wie dem auch ist, lieber

Herr Pastor, so erbiete ich mich, alle Ihre Briefe richtig in Mamsel Rosaliens Hände zu schaffen. Hat Ihre Tochter nicht Ein Wort darüber geschrieben?"

Das hatte sie. Der Briefwechsel wurde nun verabredet. Alle Briefe werden nun nach M** an mich addressirt, und sollen unter Vorzeigung einer Addresse, die mir der Pfarrer schrieb, von der Post abgeholt werden. Bohr wollte es nicht. Er meinte, Rosalie müßte durchaus von ihrer Familie ganz getrennt werden, desto eher würde sie sich an einen andern hängen. Nein, o nein! denn jeden Schmerz, auch den kleinsten, den ich ihr ersparen kann, will ich ihr ersparen.

Nun fing der Vater an, mich über die Frau von Lörrach auszuholen. Der Vater ist gar nicht ohne Verdacht. Ich erzählte ihm, wie ich mit der Dame bekannt geworden war, so unschuldig, als ich konnte. Ich sagte, ich sey einige Monate in ihrer Gesellschaft in der Schweiz gewesen. Ich hatte alle mögliche Ursach aufzumerken; denn der Prediger that einige

Fragen über die Theile der Schweiz, von denen ich redete, daß ich wohl sah, er war auch dort gewesen. Er kannte sie genau.

In der That, Hohnberg, der Alte griff das Ding listig genug an. Er brach von der Frau von Lörrach ab, als ob ihn die nichts anginge, fragte nach mir und meinem Leben. Ich erzählte lustig weg, aber doch mit großer Vorsicht. Er warf das Gespräch bald hier- bald dorthin. Um ihm auszuweichen über meine Familie und Verwandten, gab ich vor, ich wäre den größten Theil meines Lebens auf Reisen gewesen. Und ich wette, so hoch Du willst: der Alte, so arm er ist, hat große Reisen gemacht. Er kannte Rom, er kannte Paris, er kannte London, so wenig er sich's wollte merken lassen.

Zwischen durch kam er auf Frau von Lörrach zurück, und alles ging gut. Er reichte mir zuletzt die Hand, mit dem Ausdrucke eines herzlichen Zutrauens. Nun hielt ich dem Charakter der Frau von Lörrach eine feine Lobrede, und versicherte

ihn, in bessere Hände hätte er Rosalien nicht können fallen lassen.

Sie schrieben Ihre Briefe. Ich nahm sie. Dann ergriff er meine Hand, und sagte: „Sie haben meine Rosalie gesehen, Herr Flint! Sie ist rein, wie der Thau, der vom Himmel in den Kelch einer Lilie fällt. Ich beschwöre Sie, Herr Flint, kennen Sie die Frau von Lörrach genau? hat Rosalie nichts von ihr zu fürchten? Nein, antworten Sie noch nicht. Wie Sie zu uns eintraten, so — Sie haben Züge von meinem Sohn. Ich bewundere es, wie das Rosalien nicht aufgefallen. O mein Sohn, kennen Sie die Frau von Lörrach genau?“ So fragte er. O ich konnte nur die zerknirschende Angst, das giftige Gefühl meines Nichts hinter einer falschen Rührung verbergen. Aber beantworten konnte ich seine Frage nicht. Ich fragte ihn: „Haben Sie Ursach, mißtrauisch zu seyn?“

„Ich hatte es,“ sagte er — „aber jetzt wohl nicht mehr.“ So ging der schrecklichste Augenblick meines Lebens

vorüber. Ach, ich eilte, um aus diesem Hause zu kommen, wie ein Mörder von dem Grabe des wegstürzt, den er ermordet hat.

Ich setzte mich oben auf die Höhe, auf Rosaliens Lieblingsstelle, wo ich sie zum erstenmal sah. „Nein," rief ich — „ich will sie nicht verderben! Nein! das Licht des Himmels sey mir die Nacht des Todes! die schmachvollste Verachtung brandmarke meine Stirn! Mein alter, ehrwürdiger Name werde zur Schande, zu einem Spottnamen für den feigherzigsten Bösewicht, wenn ich Dich, Rosalie, Dich, Du reines, edles Wesen, verderbe!"

O da wurde mir leicht in der Brust! Nein, lieben will ich sie! lieben, wie das Licht meines Lebens, wie die Seele meines Seyns! Und liebt sie mich, o Himmel! liebt Rosalie mich — o Hohnberg, ich werde ja einen menschlichen Geistlichen finden, der den geheimen Segen der Kirche auf unsere Liebe legt, und dann am Sarge eines Vaters will ich es der Welt sagen: „Seht, sie war mein!

der schönste, reichste Schmuck des Lebens war mein!"

Du lachst über meine Plane; aber ich beschwöre Dich, Hohnberg, was hast Du gegen diesen? Sieh, ich schone meines Vaters, ich werde glücklich, Rosalie wird glücklich. O sprich, was hast Du gegen diesen Plan?

Kleemann an Oppen.

Seedorf.

Endlich Oppen, geht ein zweifelhaftes Licht auf, und der Teufel weiß, ob ich mich geirrt habe. Ich fahre nach Seedorf; eine Stunde vom Dorfe begegnet mir ein junger Mensch zu Fuß. Ich grüße ihn freundlich; denn der Wagen kroch die Höhe hinan. Er danket kaum. „Laß laufen!" sage ich. Ich hätte es nicht gesagt, wenn ich gewußt hätte, wer der junge Herr wäre. Ich komme in See-

dorf an. „Briefe von Rosalien!" kräht mir Julie entgegen — „und einen freundlichen Gruß an Sie, Oheimchen!"

„Gott Lob!" sagt mir der Vater — „ich bin ruhig, Ludolph!"

„Waren Sie unruhig?" frage ich ihn, erstarrend.

„Waren Sie ruhig, lieber Freund?" fragt' er mich. „Aber lesen Sie, und dann lassen Sie sich erzählen."

Ich las die Briefe. Bei jedem Punkte, den sie gemacht hatte, fühlte ich, was ich verloren hatte. „Die Frau von Lörrach," lese ich — „ist eine gütige, edle Frau, die Rosalien wie ihre Tochter liebt." Ich lese hastig weiter; denn der Teufel wird, denk ich, wohl irgendwo den Pferdefuß hervor stecken. Aber nichts, nichts von dem Allen! Die Frau von Lörrach bleibt eine brave Frau, und kein junger Kerl läßt sich wittern. Die Reise geht langsam weiter, als ob die Frau von Lörrach Jemanden suchte. Sie muß reich seyn, sehr reich. Und der Spitzbube, der Rosalien hier weg gestohlen hat —

er

er mag mir verzeihen, wenn ich ihm Unrecht thue! Aber, der Teufel! hat er mir nicht eine Frau angelogen? Nein, die Sache ist nicht richtig, obwohl das gute Kind es ganz gut hat.

Kurz, aus den Briefen ergab sich nichts, nicht einmal der Ort, woher sie geschrieben waren; denn gerade in dem Namen des Orts war die Tinte zusammen gelaufen; er war nicht zu lesen.

Der Spitzbube aber — und das ist ein gutes Zeichen, denk ich — hatte sich nicht wieder sehen lassen.

Und von mir nicht ein Wort, als — einen freundlichen Gruß an den guten Herrn Ludolph.

„Le bon homme!" der Franzosen fiel mir dabei ein. Ich dachte, ich müßte im Postskript noch einmal vorkommen; aber gegen alle Mädchensitte fehlte es beiden Briefen ganz an einer Nachschrift. Ich habe wohl Mädchenbriefe gesehen, wo fünf bis sechs Postskripte hinter einander hergingen, wie Bergleute, die auf der breitesten Heerstraße nie neben einander gehen,

sondern Einer tritt hinter dem Andern her, wie sie's unter der Erde gewohnt sind. Hier hätte ich um ein Postskript einen Finger gegeben; denn wovon das Herz voll ist, das läuft zuletzt noch einmal im Postskript über.

Nun Gott gebe uns allen Glück und Freude!

Von mir also kein Wort; aber desto mehr figurirte ein junger Herr Flint in dem Briefe, den der Wind auf einmal daher weht: ein alter Bekannter zwar der edlen Frau von Lörrach. Hol der Teufel die Frau von Lörrach mit allen ihren Bekannten! „Ein feiner, angenehmer Mann!“ schreibt sie. „Von vier und zwanzig Jahren!“ hätte sie noch hinzu setzen können. „Denn älter ist er nicht,“ sagt Julie. Dieser Herr Flink oder Flint nun erbietet sich, ihre Briefe nach Hause zu besorgen. Mit dem ist sie eine Stunde lang allein in dem schönsten Walde gegangen. Ich fürchte, Oppen, das mächtige Lob, das sie dem schönen Walde gibt, gehört, wie das so geht, dem Mann

im Walde. Kurz, dieser Herr Flint, hat Thränen im Auge, den Bürgen seines edeln Herzens. Alle Welt!

Wie käme ein Feuerstein zu Thränen? zu Feuer wohl!

Aber auf einmal frage ich den Vater: „Aber hat denn der Herr Flintenstein gesagt, wo sie ist?"

„Nein!" ist die Antwort.

„Und er war eben hier? trug ein blaues Kleid und gelbe Stiefelstrümpfe?"

„Ganz recht, Oheimchen! und einen krausen Lockenkopf blond wie —"

„Apollo? nicht wahr? O so seyd Ihr alle!" und mit den Worten nehme ich meinen Hut, und zum Hause hinaus, im Rock, Oberrock und Mantel, dem jungen Menschen nach, der mir begegnet war. Denn der war's, Herr Flint. Mit, darauf hatte ich meinen Kopf gesetzt, sollte er wohl Rede stehen.

Nach einer halben Stunde steckte ich meinen Mantel unter einen Strauch, obgleich es ein kalter, heller Oktobertag war; nach einer zweiten halben Stunde legte ich

meinen Oberrock unter eine Brücke, und nun war ich da, wo er mir begegnet war. Nach zwei Stunden eines Marsches, den einer nicht leicht mir nachmacht, und auf dem ich seine Spur nicht verlor, sah ich ihn auf einmal dahin schlendern.

Ich nach, immer mein Auge auf ihn gerichtet, und so stand ich auf einmal bis an die Hüften im Wasser eines Grabens, in den ich unvorsichtig hinein geplumpt war. Ich arbeite mich wieder heraus, und ihm nach, der aber indeß verschwunden war. Einen Jagdwagen sah ich, der wie der Wind dahin flog. „In diesen Wagen war der junge Mensch gestiegen," sagte mir ein Bauer, da ich an Ort und Stelle war.

Da stand ich, vom Schädel bis an die Hüften brühwarm vor Aerger, und von den Hüften bis an die Fußsohlen klappernd vor Frost und Nässe. Mit dem flüchtigen Jagdwagen es noch aufzunehmen, war unmöglich. Ich borgte also im ersten Hause des Dorfs ein Pferd, und setzte für einen Gaul, der nicht zehn Thaler werth

war, hundert zum Pfande, und nun ging's rasch dem Jagdwagen nach.

Vor den rauschenden Flügeln einer Windmühle steht der Gaul, und ist nicht vorüber zu bringen. Ich sah nur auf meinen Monsieur Flint, und nicht auf den Gaul. Ich setze ihm die Fersen in die Seite; und dann ging's, Gott sey bei uns! in vollem Gallop; aber nicht dem Jagdwagen nach, sondern seitwärts über eine Wiese, die kein Ende nahm. Ich will halten, und der Zaum, der vom Großvater seyn mochte, reißt.

Dahin geht's nun, bis bei einer neuen Windmühle das Pferd sich bäumt und bockt, bis es glücklich seinen Reiter in den Sand setzt und verschwunden ist.

Oppen, ich fluchte auf der Heide wie König Lear, und dann ging ich geduldig in alle vier Winde hinein, und war glücklich von Seedorf drei Meilen, ohne Hut, Oberrock, Mantel und Nachricht, entfernt.

Am Abend kam ich endlich an. Der Bauer, dem das Pferd gehörte, brachte

mir das Geld wieder. Er hatte bloß vergessen, mir zu sagen, daß das Pferd durchaus vor keiner Windmühle vorüber ginge. Es war wieder gekommen, so gut als ich.

Dem war nicht anders. Ich las nun meine Briefe zu Ende; und nachdem mir der Vater erzählt hatte, was er mit dem Herrn Flint in Absicht der Korrespondenz verabredet hatte, gewann der wieder bei mir. Wir müssen also warten, und damit gut!

Ich hätte fur mein Leben den Herrn Flint selbst gehabt, oder den Ort, wo Rosalie ist; denn der Frau von Lörrach mit ihrem Inkognito traue ich nicht über den Weg.

„Was aber fürchteten Sie denn, liebster Pastor?" fragte ich am Abend. „Was machte Sie denn mißtrauisch?"

„Ihr Schmerz, Herr Ludolph! Ihr Schmerz um Rosalien; und hätte ich nicht von Ihrer Hand gelesen, daß Sie verheirathet sind, so —"

Ich stieß hier einen Seufzer hervor, mit dem ich hätte können eine Mauer um-

werfen. „Sind Sie verheirathet?“ frag-
te hier der Vater.

„Nein!“ war das meine Antwort.

„Was war denn mit dem Briefe?“

„Ein höllischer Betrug, entweder mich um das höchste Glück des Lebens zu bringen, oder —“

„Rosalien zu verderben!“ rief der Vater mit zitternder Stimme.

Wir sahen einander lang mit sterbenden Blicken an, ohne zu reden. Wir fingen noch einmal an, die Sache zu überlegen. Für die Ehrlichkeit der Frau von Lörrach stand Rosaliens Brief; für den namenlosen Spitzbuben, trotz meines Briefs, wollte der Vater bürgen; für den [redacted]köpfigen Herrn Flint erbot sich Julie die Hand ins Feuer zu legen.

Ich konnte nicht leugnen, die ganze Sache, bis auf meinen Brief, sah aus wie ein Zufall. Denn wer in aller Welt konnte wissen, daß ich Rosalien heirathen wollte! Julie wurde vernommen, ob sich irgend ein Mann Rosalien je genähert hätte. Julie sagte bes-

stimmt: Nein. Sie versicherte, auf Rosalien sey es nicht abgesehen, wenn überall eine Absicht da sey.

Aber frage ich, welchen Narren geht auf dem weiten Erdenrunde meine Heirath an? Meine, der ich ganz fremd, ganz unbekannt hier bin? Dieser Herr Flint! O der Teufel, ich hätte, wie der Spitzbube Richard von England, eine Krone für ein Pferd gegeben, das nicht die Windmühlenscheu gehabt hätte.

Es wurde also mit aller Geduld beschlossen, Rosaliens Antwort abzuwarten, und dann über M** ihr zu schreiben: „Sie sollte sogleich zurückkommen, weil ich unverheirathet wäre."

Wieder ein Seufzer, der Wände umwerfen konnte; denn war's auf Rosalien abgesehen, so erhielt sie unsre Briefe nicht. Ich beschloß im Bett, selbst nach M** zu reisen, und den Menschen, der den Brief von der Post abholen wollte, kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen.

Und dann schlief ich fröhlich und ruhig ein! Amen!

Jetzt warte ich auf Rosaliens Briefe.

— — —

Die Briefe sind gekommen, mein guter Freund; und obgleich dieser Herr Flint ein ehrlicher Mann zu seyn scheint, so will ich doch selbst die Briefe nach M** bringen. Rosalie ist glücklich und über ihren Zustand völlig unbesorgt. Sie schreibt, daß der gütige Herr Flint ihr ihres Vaters und Juliens Briefe gesandt hätte, ohne selbst zu kommen. Wichtige Geschäfte erlaubten ihm nicht, sich von seinem Wohnorte zu entfernen. Er hätte indeß alle mögliche Vorsorge getroffen, Rosalien die Briefe vom Hause nachgehen zu lassen. Er hoffte, Frau von Lörrach würde seine Anstalten billigen.

Das ist nun recht schön, lieber Freund, und das Herz ging mir wieder auf. Aber besser ist besser. Ich fahre nach M**; und weiß ich, wo Rosalie ist, so hole ich sie ab und in vier Wochen hörst Du

von meiner Hochzeit. Mein Wagen steht vor der Thür. Adieu!

Kleemann an Oppen.

M**.

Pest und Hölle! Ich bringe meine Briefe hieher, ich frage auf der Post nach. Die Sache ist richtig. Man ist schon zweimal da gewesen, um nach Briefen zu fragen. Man soll den Frager zu mir senden, bestelle ich, und der Frager kommt. Wieder ein ehrliches Gesicht! So ehrlich-scheinende Spitzbuben-Gesichter müssen auf der Erde nicht mehr seyn.

„Wer sind Sie?“ fragte ich sehr höflich, und entschlossen, meinen Frager zu überlisten.

„Ich vermiethe Klaviere und Guitarren.“

„Ich habe Briefe für eine Mamsel, — ja recht, Troschke, bei einer Frau von Lörrach.“

„Recht, die Briefe eben soll ich in Empfang nehmen.“

„Der Vater der Mamsel hat mir diese Briefe recht ans Herz gelegt —“

„Ich werde sie ehrlich besorgen.“

„Und hat mich gebeten, für ihre Sicherheit zu sorgen. Wohin senden Sie denn die Briefe?“

„Ich sende sie gar nicht. Ich bewahre nur die Briefe auf, bis sie abgeholt werden.“

„Wer holt sie ab?“

„Ein Herr Flint.“

„O dann hat's mit den Briefen gute Wege, wenn der es ist! Kennen Sie den Herrn Flint?“

„Kennen? gar nicht genau. Er hat mir ein paar Guitarren abgekauft: da haben Sie unsre ganze Bekanntschaft. Diese kleine Gefälligkeit, ich wohne zehn Schritte von der Post —“

Kurz, Oppen, der Mensch kannte weder Herrn Flint, noch Frau von Lörrach; aber ich gab mein Spiel nicht auf.

In meinem Gasthofe klimperte die Tochter des Wirths, ein liebes Kind, auf einer erbärmlichen Guitarre, sang dazu mit einer recht hübschen Stimme, und mit einem so lieblichen Gesicht, daß ich meinen Frager besuchte, um eine Guitarre von ihm zu kaufen. Ich zahlte, und ließ meine volle Goldbörse dabei sehen. „Ich gäbe zehn Mal so viel darum," sagte ich, ihm sein Geld gebend — „könnte ich erfahren, wo diese Frau Lörrach wäre, oder der Herr Flint."

„Zehn Mal so viel!" wiederholte ich, da er schwieg. Er schwieg wohl; aber eine schnelle Gluth flog über seine Wange bei den Worten: Zehn Mal so viel." Und er sah gerade so aus, als rechnete er nach, ob zehn Mal so viel nicht mehr wäre, als Herr Flint ihm zu geben hätte.

„Funfzehn Mal so viel:" sagte ich nun, um seinem Gewissen nachzuhelfen. Da machte der Kerl die Augen weit auf, mich anzusehen; aber er schlug sie wieder nieder.

„Und schweigen kann ich so gut, als einer, mein lieber Herr!"

„Sie halten also die Sache mit den Briefen für nicht ganz richtig?"

„Es liegt mir daran und sehr, zu wissen, in wessen Hände sie kommen."

„Und den Herrn Flint für einen — Gauner oder — so —"

Ich nickte und sagte: „Funfzehn Mal so viel!"

Der Kerl lächelte wie der Satan. Aber es war nun nicht ein Wort mehr aus ihm hervorzubringen. Und hinterher sah ich recht gut, daß ich meine Sache recht schlecht angefangen hatte.

Ich bat den Menschen, mir doch das Sehenswürdige in M** zu zeigen. Er that's. Ich bat ihn bei mir zu Tisch. Ich gab ihm die feinsten Weine. Der Kerl trank eine Flasche nach der andern, wurde immer lächelnder und verschwiegener, und ich verlor an ihm Zeit, Wein und Mühe.

Niemand in der Welt wollte einen Herrn Flint kennen, eine Frau von Lörrach noch weniger, und so muß ich mit

einer langen Nase wieder fort. Ich setze meinen Kopf dabei, es ist ein Spitzbuben-Gesindel. Aber ich habe Geld, Muth, und Zeit — Nein, Zeit habe ich nicht; denn — doch das alles, was mir noch im Kopf umher geht, ein ander Mal.

— Nein, der Henker, Herr Ludolph auf dem Graben ist doch nicht der glücklichste Mensch. Nicht wahr?

Graf Drakenstein an den Baron Hohnberg.

Schönbach.

Mein Spitzbube von Bohr hatte dennoch Recht; und so mag es dabei bleiben. Denn sieh, etwa ein halbes Stündchen von Seedorf begegnete mir ein Wagen mit dem Herrn Ludolph. Bohr hatte mich vor dem edeln Herrn gewarnt. Ich lachte. „Herr Graf," sagte Bohr — „nach allem, was ich weiß, ist dieser Herr

Ludolph ein reicher Mann, und ein Mann, auf dessen Gesicht deutlich steht, daß er sich seine Braut nicht wird gutwillig vor der Nase entführen lassen. Er liebt, Herr Graf, und liebt wie ein Mann von vierzig Jahren, der nicht einen Tag zu verlieren hat, und er, wenigstens, hat unser Spiel durchschaut, glauben Sie mir!"

Ich machte also, daß ich fort kam. Allein Bohr hatte Recht. Nach zwei Stunden sah ich Herrn Ludolph auf meinen Fersen, und der Mann lief, als wäre Rosalie der Preis unsers Wettlaufs.

Ich erreichte glücklich das Dorf, wo mein Wagen stand, und fuhr, so schnell die Pferde laufen wollten. Nach zehn Minuten aber war mein Nebenbuhler zu Pferde und im gestreckten Gallop hinter mir her. Ich dachte jetzt mit Schrecken an Bohrs Prophezeihung. Auf einmal aber sah ich ihn wie einen Rasenden nach einer ganz andern Seite hin gallopiren. Er kam mir aus den Augen, und ich kam glücklich bei Bohr an.

Ich erzählte mein Abenteuer.

„Recht so!" sagte Bohr — „fahren Sie nur so fort; und wäre dieser Ludolph blind, er muß Ihre Spur finden. Ich sehe, Herr Graf, Sie möchten wohl der Teufel seyn; aber aus Furcht vor der Hölle hängen Sie einen Rosenkranz um Ihre Hörner. Sie möchten die schöne Tochter eines ehrsüchtigen Mannes verführen; aber das soll weder dem Vater einen Seufzer, noch der Tochter eine Thräne kosten, und darüber verlieren Sie selber den Preis Ihrer Verdammniß, Herr Graf! Denn mit Ihnen, das werden Sie mir erlauben, muß man deutsch reden. Sehen Sie denn nicht, daß die Banden zwischen Vater und Tochter zerrissen seyn müssen, ehe die Bande der Liebe, und welcher Liebe? halten können? Diese Korrespondenz zwischen Vater und Tochter muß abgebrochen werden! muß! das wird freilich dem schönen blauen Auge Thränen kosten; aber wie in der Bibel steht: „Sie wird Vater und Mutter verlassen, und an dem Manne hangen. Ziehen Sie die

Stirn

Stirn so kraus sie wollen, Herr Graf! Sehen Sie mich noch verachtender an! Glauben Sie mir aber, ich bin nicht so böse, als Sie mit diesem Schwanken zwischen dem, was die Welt ein Verbrechen nennt, und dem Schein der Großmuth, den Sie sich selbst erhalten möchten. Der Graf Drakenstein liebt ein schönes Mädchen; seine Geburt macht eine Heirath mit dem Mädchen unmöglich. Der junge Graf will sehen, ob nicht die Liebe des Mädchens so stark seyn kann, diese Formalität nicht zu achten. Auf diesen Fall hat der Graf großmüthig und reich für das Glück des Mädchens gesorgt. Will das Mädchen nicht: gut, sie reist mit einer Frau von Lörrach. Diese Verbindung wird ruhig aufgelößt. Das tugendhafte Mädchen geht unschuldig und gebildet in die Hütte ihres Vaters zurück, gibt ihre Hand dem glücklichern Herrn Ludolph, oder einem andern ehrlichen Manne, und der Graf tröstet sich, wie er kann. Das ist mein Plan. Verdient der Ihre Verachtung?"

Ich mußte mich von ihm abwenden, um ihm nicht in's Gesicht zu sagen: „Du verächtliches Ungeheuer!" Aber Recht hatte er: und so gab ich ihm die Briefe von dem Vater und der Schwester. Er las sie.

„Gut!" sagte er — „Sie mögen die Briefe Rosalien senden. Aber senden, nicht bringen. Herr Ludolph, der in Ihnen seinen Nebenbuhler sieht, — und den sieht er, wenn er nachdenken kann, — muß von Rosalien erfahren, daß Sie Rosalien nicht wieder sehen werden."

„Warum, Herr Bohr?"

„Warum? eine seltsame Frage! Meinen Sie, Herr Ludolph wird die Hände in den Schooß legen? Er kann Sie irgendwo treffen. Sie sagen ihm dann ganz natürlich: „Ich habe Rosalien nicht wieder gesehen." Und so ist die Sache am Ende.

Freilich — ich schrieb an Rosalien. Und Bohr hatte wieder Recht. Denn Ludolph hat die Briefe selbst nach M** gebracht; und wäre nicht Ebert ein so

treuer Mensch, er hätte das ganze Geheimniß heraus. Freilich kostet das Geld, Baron; aber zum Glück hat mir meine Tante eine große Summe gegeben, um, wie sie sagt, meinem Hause in Schweden Ehre zu machen. Auch mein Vater hat mich reichlich ausgestattet, und so — o Du solltest sie sehen, Du würdest meine Verschwendung knikfrei nennen!"

Bohr hatte Recht. Denn die Briefe des Vaters an Rosalien, die Ludolph nach M** gebracht hat, enthalten den Befehl an Rosalien, sogleich nach Hause zurückzukehren, und die Nachricht, daß Herr Ludolph unverheirathet ist.

„Nun denn," fragte Herr Bohr mit einem triumphirenden Lächeln — „was sagen Sie?"

„Daß Sie Recht haben, Herr Bohr; und daß ich mich ganz Ihnen überlasse."

„Ganz, Herr Graf! ganz aber! Jetzt reisen Sie zur Frau von Lörrach. Versprechen Sie Rosalien die Sicherheit ihrer Korrespondenz mit ihrer Familie —"

„Und wenn ich nicht Wort halte?"

„Das soll nicht Ihre Schuld seyn, dafür stehe ich Ihnen." Ich reiste sogleich ab. O mit welcher unendlichen Holdseligkeit dankte mir das theure Mädchen für die Briefe von ihrem Hause! „Nein, liebster Herr Flint," sagte sie mit Freudenthränen in den Augen — „ich fürchte nur, ich werde nie so dankbar seyn können, als Sie es verdienen."

Die Frau von Lörrach bat mich, die Reise mitzumachen. Ich bewilligte es, wenigstens bis Lübeck, wohin sie zuerst wollte. „Und meine Briefe?" fragte sie mit frohen Blicken.

„Folgen uns gewiß," sagte ich versichernd —" wenn auch einmal einer verloren geht."

So reisten wir im langsamen Gange bis Braunschweig. Hier erhielt die Frau von Lörrach ein großes Paket Briefe. „O Briefe! Briefe!" rief das unglückliche Mädchen, die nicht wußte, welch ein fürchterlicher Schlag sie erwartete. Die Frau von Lörrach las. Sie

erschrack heftig, und so natürlich, daß auch ich getäuscht wurde. Sie umarmte Rosalien mit einer heftigen Empfindung, und ging dann mit den Briefen in ein Nebenzimmer.

Rosalie war erblaßt. Sie warf die großen Augen voll Angst auf mich. „Was war das?“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Was hatte der Blick der Frau von Lörrach mir Schreckliches anzukündigen? O sagen Sie, Herr Flint! Mein Vater — oder Julie — oder — Gott! was werde ich hören müssen!“

„Beruhigen Sie sich, liebste Rosalie! Wir werden es ja hören, was es ist.“

Die Frau von Lörrach trat wieder in das Zimmer. Sie nahm Rosalien an ihre Brust, sie sagte mit den zärtlichsten Tönen des Mitleidens: „Komm an Deiner Mutter Herz, meine Tochter! Nun ganz meine Tochter!“

Bleich wie eine Leiche und erstarrt wie eine Leiche, sank das theure Mädchen in die Arme dieser Frau, ihre letzte Kraft zu

den Worten gebrauchend: „Mein Vater todt!“

„Er ist sanft und schön gestorben, mein Kind!“ sagte tröstend die Frau von Lörrach — „sanft und schön! Und jetzt preise ich den Zufall, der Rosalien in meine Hände führte, und an das Herz einer Mutter.“

Nach einem langen, erstarrenden Schweigen zerfloß endlich Rosalie in Thränen, die sie aber immer mit den Worten: „O nun meine Mutter!“ unterbrach. „O geben Sie mir,“ rief sie endlich sich besinnend — „Juliens Brief!“

„Der muß ja noch kommen. Dieser ist eine gerichtliche Nachricht von dem Tode Deines Vaters, und über seinen kleinen Nachlaß. Deine Schwester hat geschrieben und auch Dein Bruder. Sie müssen sagen können, lieber Flint, ob diese Briefe —“

Rosalie verlangte den Brief zu sehen. Es war eine gerichtliche Anfrage: ob Rosalie Ansprüche auf den kleinen Nachlaß ihres verstorbenen Vaters mache,

und wie es damit seyn sollte. Es war auch erwähnt, daß ihre Schwester Julie bei ihrem glücklichen Schicksal dem Bruder ihren Theil der Erbschaft und die ganze Einnahme des Gnadenjahrs überlassen habe.

„O," rief Rosalie — „so ist doch eins von seinen Kindern glücklich! O! meine Julie!"

O Hohnberg, ich war in den innersten Fugen meines Lebens erschüttert, da ich den rührenden, schönen Schmerz des getäuschten Mädchens sah! Ich mußte gehen; denn ich wäre hervorgebrochen mit den Worten: „Nein, er lebt! Sie betrügen Dich! die Elenden! Fall in Deines Vaters Arme, und laß mich vor Verzweiflung sterben!"

Hohnberg! Ja, ich sagte es in mich, und ich stürzte hinaus, aus dem Hause, in's freie Feld. Ich war wie rasend.

Da ich zurück kam, hatte sich der erste, heftige Schmerz gelegt. Sie nahm den Trost von der Lörrach an, daß es ein

Glück wäre, bei ihr zu seyn; die heftige Erwartung, auf welche Weise ihre Julie glücklich geworden wäre, stumpfte auch den Stachel des Schmerzes. Die Frau von Lörrach leitete ihre Phantasie mit vieler Gewandheit, und mich dünkt, auch mit einem wirklichen Mitleiden, von dem Tode des Vaters ab auf das Schicksal der Schwester und ihres Bruders, an dem sie mit einer unsäglichen Liebe hing.

Die Frau von Lörrach machte mit ihr hundert Plane, das Schicksal ihres Bruders sanfter zu machen, und von ihrer Schwester Nachricht einzuziehen. Rosalie schrieb sogleich an Julien und an den Bruder, sie entsagte der Erbschaft ihres Vaters. Und diese Briefe gingen scheinbar ab, und nach etwan zehn Tagen kam wieder eine gerichtliche Antwort: „Der Vater hätte noch das Glück gehabt, die Hand seiner jüngsten Tochter einem Herrn von Brinck zu geben. Rosaliens Bruder war gekommen; aber er hatte sich entschlossen, seinem neuen Schwager nach Holland zu folgen, der ein

sehr großmüthiger, und ein sehr wohlhabender Mann sey. So viel man wüßte, hätten Bruder und Schwester selbst an Rosalien geschrieben, wenn nicht etwan die Briefe verloren gegangen wären."

Diese Nachricht kostete noch dem weichen, liebenden Herzen heiße Thränen; aber das glückliche Schicksal ihrer theuern Geschwister beruhigte doch Rosalien recht bald. Ich versprach ihr, ganz gewiß Nachricht von Julien aus Holland zu schaffen. Sie fragte lächelnd: „auf welche Weise?" Ach die mißtrauenlose Seele ließ sich mit dem bloßen Versprechen befriedigen! Sie wurde ruhiger. Die Reise selbst erfreute sie. Das Besuchen der Schauspiele, der Konzerte, die sie am höchsten schätzt — ihre Unschuld ist so rein, daß die Intriguen in den Lustspielen sie fast immer beleidigen — In der Oper führt sie die Musik über die Intriguen weg — aber das alles zerstreut sie. Nur von Zeit zu Zeit fällt sie in einen Gram, in eine Schwermuth zurück, die nicht der Tod ihres Vaters ist; denn die Frau von Lörrach kennt diese

Stunden einer süßen Wehmuth und einer doch sehr innigen Sehnsucht an ihr schon vor dem Tode ihres Vaters.

Wie? Hohnberg, ich erschrack, da die Frau das sagte. Sollte etwan dennoch — aber nie kam sein Name über ihre Lippen. Nie. Nur einmal, ein paar Tage nach der Todes-Nachricht ihres Vaters, sagte sie: „Der Freund meines Vaters hätte doch schreiben müssen!“

„Wer?“ fragte die Frau von Lörrach.

Sie nannte den Namen Ludolph mit einer Art Stocken. „Ludolph?“ sagte ich. „Mich dünkt, ich hörte den Namen in Ihres Vaters Hause nennen. Er hatte, dünkt mich, seine Frau nach Seedorf bringen wollen. Aber er hat, denk ich, seinen Entschluß geändert. Wenn er anders der ist, auf dessen Heirath ein Geheimniß ruhte.“ Sie hörte sehr aufmerksam zu, und nickte nur mit dem Kopfe. „Ein reicher Mann!“ fuhr ich fort — „der hat Deutschland wieder verlassen, eben seiner Heirath wegen.“

„So, ach, so —“ rief sie mit einem sehr betrübten Tone — „so habe ich nichts mehr, als das Herz meiner Mutter!“ und sie warf sich an den Busen der Lörrach mit einer unendlichen Innigkeit.

„Und was Dir im Himmel für ein Schicksal geschrieben steht, Rosalie,“ sagte diese Frau, mit einem festen Blicke auf mich — „oder in dem Herzen der Menschen, ich werde nie zugeben, daß Du unglücklich wirst. Niemals!“

Ist das wahr, Hohnberg? Ist das wahr, was die Frau sagte? Sieh, ich achte sie seit dem Augenblicke mehr, als sonst.

Freilich! freilich! steht sie nun allein! Freilich ist ihr die Frau von Lörrach und ich, der ich sie begleite, nun alles. Ich gestehe es, Bohr hat Recht, und die Banden, die sie an das väterliche Haus knüpften, mußten zerrissen werden. Aber welch ein guter Geist hilft mir nun die Fesseln schmieden, die sie auf ewig an mein Herz binden sollen? O welch ein guter Geist! welchen darf ich anrufen? Ich! ich!

Hohnberg, ich sehe der schönsten Zukunft mit tiefer Unruhe entgegen.

Kleemann an Oppen.

Rantershof.

O ja, mein guter Freund Oppen, wenn ich, wie Du schreibst, die lange Litanei, den langen finstern Leichenzug von ein paar Jahrhunderten so in Einer Stunde vor mir vorüber ziehen lasse, so zum Beispiel die Kaiser von Konstantinopel aus ein paar Jahrhunderten, und sehe und zähle, wie viele geblendet, verstümmelt, vergiftet, ermordet von dem Throne herabstürzen, und wie der Völker-Angstgeschrei dazwischen zum Himmel hinauf schreit, und Jammer, Hunger, Mönche, Barbaren und die Fürsten lustig das blutige Leichentuch über eine Generazion nach der andern wegziehen: so verstummet freilich meine Lippe, besonders wenn ich, wie

Du, wohlbehäglich zwischen Frau und Kind eine Feststunde nach der andern erlebte. O ja, in die Weltgeschichte gehört mein Gram nicht; aber zum Ohr dessen, der die Weltgeschichte leitet, darf mein Seufzer dringen, und ich darf sagen, wie jener Pilgrim, von dem Beda erzählt, von dem Koliseum sagte: „Fällt das Koliseum, so wird Rom fallen; fällt Rom, so muß die Welt untergehen." Denn was ist die Pracht des Koliseums gegen das Herz, gegen die Schönheit, gegen die Tugend dieses Mädchens?"

Kann sie das aus den Klauen dieser Menschen retten, so will ich die Ansprüche meines Herzens aufgeben. Aber geht sie unter, o so gehe die Welt unter! So darf jeder tugendhafte Schmerz um eine untergegangene Tugend klagen! Wirf mir nicht ein, daß der Tod nach funfzig Jahren dennoch jeden Schmerz zum Verstummen bringt. Das soll er! Das soll mich lehren, den Schmerz tragen. Aber eine untergegangene Tugend ist mehr, als ein

untergegangenes Leben. Das kann mich erbittern; aber nicht trösten.

Wenn nun, wie ich fürchte, Rosaliens Briefe ausbleiben; wenn nun der Vater, die Schwester, der Bruder — o ich mag daran nicht denken! Denn Du weißt nicht, wie eng die Armuth, die gemeinschaftliche Sorge, das Entbehren aller für einander, diese Herzen, wie Eisen in der Feuergluth der Noth, zusammen gehämmert hat. Die Armen leben einer in des andern frohem Muthe, einer in des andern Herzen, weil sie nirgend anders leben und genießen können.

Und das fühl ich jetzt mehr als je; denn ich habe den Bruder Rasaliens hier auf Nantershof, zwei Büchsenschüsse von meines Bruders weit hinleuchtendem Hause mit seinem hochadelichen Wappen, das oben in der Windfahne sich dreht, und wo nur Raum dafür war, prangt.

Nun denn, das lag mir auf dem Herzen. Du weißt wohl nicht viel von diesem Bruder, dem Hochwohlgebornen Herrn

von Mönchborn, dessen Ahnherr die Ehre gehabt hat, von der Majestät des Kaisers Siegmund 1414 auf der Brücke zu Insbruck zum Ritter geschlagen zu werden. Aber meine Mutter war seine Mutter. Wir ruhten unter Einem Herzen, und ich — ich — Oppen, habe viel aus unserer Jugend her gegen ihn gut zu machen.

Da ich also von M** zurück kehre, und auf dem verdammten Wege alles noch einmal überlegt habe, so wurde es mir gewiß, es war eine Bande Spitzbuben, in deren Garn mein Glück und Rosaliens Unschuld gefallen. Ich habe zwar meinem Wirth in M**, einem sehr ehrlichen Manne, den Auftrag gegeben, den Herrn Ebert im Auge zu behalten, und mir den Herrn Flint, wenn's möglich wäre, aufzufinden; aber der Ebert ist zu listig, und mein Wirth zu ehrlich. So empfahl ich das geliebte Mädchen der Obhut Gottes, und fuhr nach Seedorf, um dem armen Vater Nachricht von meiner verunglückten Reise zu geben.

Mit meinem Bau in Seedorf mochte es nun langsam gehen. Ich ließ den alten Verwalter da sitzen, gab dem Vater meine Addresse, wenn er Nachricht von Rosalien hätte, sie mir zu senden; und nun fuhr ich, mit einem verdrüßlichen Muthe, dahin, wo mein Bruder lebt, den Weg nach Groß=Dreben. Ich dachte, Du würdest ja wohl schon mit einer Miethe in Rantershof zu Stande gekommen seyn.

Es war ein heller Januars=Morgen, und Sonntag dazu, der alle Mal meiner Seele einen Sonntagsrock von froher Laune umwirft. Die Rauchsäulen von allen Dörfern stiegen schnur gerade in die Höhe, zwischen dem Geläute aller Dörfer zum Gottesdienst. Ich war ausgestiegen, weil es kalt war; und mein Wagen rollte dahin, und sollte in Rantershof mich erwarten.

Queer über die gefrorne, grüne Saat wanderte eine Filial=Gemeine nach der Mutterkirche, von den Kindern an bis auf die Greise, im Sonntagsputz, dessen

Anblick

Anblick mich alle Mal erheitert. Vor mir ging ein Bauer mit einem Queersack auf der Schulter, der seine Kirche für sich hielt, und mit lauter Stimme eben das Kanzellied sang, und dann hinter mir zurück blieb, um in seinem frommen rührenden Dienst nicht gestört zu werden.

Es war kein Mensch da, der mit mir zu reden Lust hatte. Endlich trabte hinter mir her ein junger Mensch, so sommerhaft gekleidet, als wären wir im Junius. „Guten Morgen, Landsmann!" rief ich ihn an, und er mäßigte seine Schritte. Er sah mich an, lachte und sagte: „Hier geht der Sommer neben dem Winter." Ich trug einen russischen Pelz, und er eine grüne Jagdjacke, und Pantalons von Nanking.

„Gewiß ein junger Jägersmann?" fragte ich.

„Wie man's nimmt! Man jagt, man jagt, bis der Tod den Jäger jagt und fällt."

„Wonach jagen Sie denn, junger Mann?"

„Wonach Jeder jagt, nach einem Wunsche."

„Und ist er erreicht: so ist's eben so gut. Der Mensch soll jagen, immer jagen, und nie erreichen."

„Das mag der Greis sagen. Aber ich und Sie —" er sah mich an, als wollte er mein Alter errathen — „Sie nicht. Man muß mit Glauben an die Jagd gehen. Und könnt' ich erjagen, was ich wünsche: ich glaube, ich würde nicht mehr jagen."

„Sie könnten nicht? das sollte ein Jüngling mit diesem muthigen Gesicht, mit diesen blitzenden Augen gar nicht sagen. Denn was wäre Ihnen zu hoch?"

„Der Betrug."

Diese Antwort kam so rasch, so aus dem Herzen hervor, und das ganze Gesicht stimmte so herzlich zu dieser Antwort, daß mir recht innerlich froh wurde. „Aber sonst," sagt' ich — „setzten Sie wohl Leben und alles an Ihren Wunsch?"

„Wäre es sonst ein Wunsch?"

„Mein lieber Herr Sommer,“ sagte ich lachend — „da haben Sie sich gewiß in die Königin Kleopatra verliebt?“

„Nein, lieber Herr Winter; als ob es nicht andere Wünsche geben könnte.“

„Für einen jungen Menschen, wie Sie, daß ich nicht wüßte! Denn alles andere liegt wie Euer Eigenthum in Eurer Brust, als zum Exempel, wie Alexander eine Welt zu erobern, oder wie Christoph Colom eine zu entdecken, einen Pabst abzusetzen, wie Luther, oder selbst Einer zu werden. Das alles, Armidens Gärten oder Diogenes Tonne habt Ihr ja!“

„Schade,“ sagte er, mich ernst betrachtend — „daß man in Ihren Jahren schon darüber spotten muß.“

„Spotten? das verhüte Gott! junger Mensch! Meine Brust ist noch nicht arm, und soll nicht arm werden, denk' ich. Aber über das alles geht doch die Liebe. Ein Mädchen ist's doch, das mit dem Lorbeerkranze des Ruhms am Ende der Riesenlaufbahn steht. Und so bleibe ich beim einer

Kleopatra; denn lebte ihr Wunsch, und wäre noch unverheirathet, und — sie säße in einem Thurm von Eisen, oder auf dem Gipfel des Kaukasus —"

Hier fiel mir Rosalie mit einer Gewalt ein, daß ich betrübt abbrach. „Ach der Teufel," rief ich — „wenn es keine Spitzbuben gäbe!" Aber er nahm an nichts mehr Theil. Er schlenderte mit einer gerunzelten Stirn neben mir her.

Das Gespräch stockte. Der Grieche sagte: „Hermes ist zu uns getreten," wenn das Gespräch stockte, sagte mein Begleiter lächelnd.

„Wir Deutschen sagen, wenn das Gespräch stockt: Ein Engel ist vorüber geflogen! Und ich glaube, das deutsche Sprüchwort hat bei uns Recht. Ein Engel war's, an den wir beide dachten."

Ich reichte ihm die Hand, und er gab mir seine mit einer sichtbaren Herzlichkeit.

„Da wir einmal bei den Sprüchwörtern sind," sagte ich, mich gegen ihn drehend und still stehend — „so sage ich, was der Grieche sagte bei einem unverhofften

Funde: Κοινος ἑρμης! halbpart!" Ich nahm noch einmal seine Hand.

„Was haben wir gefunden?" fragte er lachend.

„Ich Sie, Sie mich. Und so mit wären wir Freunde." Er schlug ein, aber er sagte: „Freundschaft ist nicht Neugierde."

„Das mein' ich auch, lieber Herr Winter! Bei diesem Namen mag es bleiben, die uns der Zufall aufgehängt hat: Winter, Sommer! Ohnehin geben beide zusammen einen schönen Frühling."

Da kam mir mein alter Christoph entgegen. Das Haus in Rantershof war mein. Ich danke Dir dafür, lieber Oppen! Mein Wagen war schon dahin gefahren. Mein Begleiter machte nun wohl einige Umstände; aber er ließ sich bereden, ein paar Tage bei mir auf Rantershof zu bleiben.

Nachdem ich mich bei dem Verwalter durch Deinen Brief, als der wahre Miethsmann des Hofs, legitimirt hatte, nahm ich von dem Hause Besitz. Das Zimmer,



das man für mich geheizt hatte, hatte die Aussicht nach Groß-Dreben auf meines Bruders Haus.

Ich stellte mich mit einer Unruhe, mit einer Furcht an's Fenster, und betrachtete das Dach, unter dem mein Bruder lebte, mein Bruder, der mich haßte, und den ich kaum liebte. Ein Seufzer nach dem andern — erleichterte die schwere Brust nicht. Ich wollte meine Gedanken ablenken; ich wollte mit meinem Jäger ein paar Worte reden, und der? — Er stand am andern Fenster gerade wie ich, als hätte er auch dort in dem Hause gegen uns über einen Bruder wohnen, der ihn haßte.

„Wir beziehen unsere Wohnung, mein lieber Sommer, wie die Kinder das Leben weinend, und das sollte nicht seyn." Mein Christoph brachte Wein, und wir tranken uns guten Muth. Mein junger Herr schien aber gar nicht mit sich Eins zu seyn. Er kämpfte mit sich selbst, und konnte nicht zum Entschluß kommen.

Endlich blieb er auf seiner Wanderung durch den Saal, auf dem wir waren, auf

einmal stehen, und fragte: „Sie betrachteten das Haus dort so nachdenkend, Herr Winter! Kennen Sie den Besitzer?"

„Es könnte kommen, daß ich hier lange bliebe, und da ist ein so naher Nachbar, dem ich in die Fenster sehen kann, ein Stück von mir selbst. Ich habe Lust, ihn von Herzen lieb zu gewinnen. Ob's geht, das machte mich unruhig."

Er warf einen hellen, freundlichen Blick auf mich. Ich fuhr fort: „Morgen wollen wir unsern Nachbar besuchen, und sehen, ob er uns mehr werden will, als Nachbar." Eine hohe Purpurröthe flog über des Jünglings Gesicht. Aber nach einem Minutenlangen Besinnen sagte er entschlossen: „Nur ich nicht, Herr Winter! Ich kenne diesen Herrn von Mönchhorn."

„Sie kennen ihn? Lassen Sie hören!"

„Ein Mann, der es nicht verzeiht, daß man nur für den Sommer gekleidet ist."

„Dazu ist Rath. Wir sind fast einer Größe. Ich gebe Ihnen Winterkleider."



„Nein," sagte er fest — „Auch habe ich noch andere Gründe, den Mann nicht zu besuchen."

„Ich aber bin entschlossen, den Mann recht von Herzen zu lieben; und da wir halbpart gemacht haben, so sehen Sie wohl, werden Sie müssen."

„Ich muß nicht! das weiß ich gewiß!" sagte der junge Mensch mit Heftigkeit. „Ich muß nicht, und müßten wir uns jetzt trennen!"

„Bist Du so warm vor der Stirn, Kind?" fragte ich freundlich. „Meine zwölf oder funfzehn Jahre mehr wollen auch geachtet seyn. Aber wie dem auch sey, Dich laß ich nicht wieder. Denn Dich habe ich schon von Herzen lieb gewonnen."

Ich öffnete meine Arme und der junge Mensch fiel gerührt an meine Brust. „Ganz part!" rief ich. Er schlug ein.

Aber nun legte er die Hand an die Stirn, und blieb so stehen.

„Was sinnst Du, mein Freund? Was hast Du mit dem Hause da?"

„Nichts! gar nichts! und — Alles!"

„Das klingt gefährlich. Und an alles setzt ein Mensch, wie Du, alles?"

„Das habe ich daran gesetzt, und darum gehe ich nicht hin, eben darum!"

„Hm! wir wollen also Licht machen. Wer bist Du? wie heißt Du?"

„Troschke!" kaum war der Name heraus, so wußte ich, er war Rosaliens Bruder, er war des edeln Predigers Sohn. Ich erkannte deutlich alle Züge seines Vaters und Rosaliens. Ich hatte ja schon den ganzen Morgen nicht begreifen können, welch ein wunderbarer Zug von inniger Liebe mich an den Jungen zog. Es war der bekannte Klang der Stimme, es waren die theuren Züge Rosaliens.

Ich konnte meiner Freude nicht Herr werden. Ich konnte es nicht. Ich umarmte ihn. Ich rief: „Was nun noch kommen mag, so schwöre ich Dir, ich will mein eignes Glück an Deines setzen, mein theurer Freund! Laß mich wissen, was Dein Alles ist. Ich will meinen Kopf zum Pfande setzen, Dein Alles steht nicht so

gefährlich, wie mein Alles! Sprich! rede! doch wer ist Dein Vater?“

Er war's! Er war's! Oppen, er war Rosaliens Bruder. Aber er ging hinab in den Garten, und nach einer halben Stunde wußte ich alles! Alles!

Fortsetzung.

Also! — Am Geburtstage des Fürsten in **g steigt ein Mann mit einem Luftballon, wozu aus der ganzen Gegend die Menschen herbei strömen. Gustav — so heißt mein Held — geht zum Thore hinaus, in sich gekehrt, in dem Wunsch, einmal so recht hoch über der Erde, über dem Leben zu schweben, in die Morgenröthe hinein, der aufgehenden Sonne entgegen, von ihr zuerst vor allen Wesen auf der Erde begrüßt. Das denkt er, und vor ihm sagt eine wohlklingende Stimme: „So in der Morgenröthe zu schweben,

oder allein unter dem einsamen Himmel in dunkler Mitternacht von den Sternen beleuchtet, das war lange mein Wunsch.“

Er sieht auf, und vor ihm geht eine Mädchengestalt, schlank und groß und schön, dem die wohlklingende Stimme und der Gedanke gehört. „Was lachst Du, Troschke?“ frägt ein Student, der hinter dem Mädchen geht. Er sagt ihm leise, daß das Mädchen da vor ihm gerade gesagt, was er gedacht habe, sogar mit den nämlichen Worten.

„Fräulein Luise, hier nimmt einer meiner Freunde, was Sie eben sagten, als sein Eigenthum in Anspruch.“

Das Mädchen sieht sich um, und — ich habe das Mädchen gesehen, sie ist meines Bruders Tochter — unter einem schwarzen Bogen der Braunen blitzen ihm ein Paar schwarze große Augen entgegen, und ein Gesicht blühend von Gesundheit und Reiz, ein Mund, um den Witz und Geist schwebt. „Wie?“ fragt Luise lachend.

Der Student erzählt, was Gustav gesagt; und Gustav wiederholt, was er eben gedacht.

Man geht plaudernd weiter. Noch ein paar Mal treffen er und Luise auf denselben Gedanken. Das junge Völkchen scherzt darüber. Man spricht von gleichgesinnten Seelen und dergleichen. Das Mädchen ist fröhlich, recht von Herzen fröhlich, ohne frei zu seyn. Der freimüthige Ton unter den Studenten ergötzt das Mädchen, das zum ersten Mal vielleicht diese Freimüthigkeit sieht. Nun aber mußt Du wissen, Oppen, daß es Sommer war, und daß die Sommerkleidung meinem Gustav vortrefflich stand. Ich wollte, Du könntest den Burschen einmal sehen. Die stolze, hohe Gestalt des Apolls von Belvedere, ein Gang keck und schwebend, und des Königs Blick unter der hohen Stirn. Das alles drang so gut in des Mädchens Herz, als ihr Anblick in seines.

Auch hat sie gar nicht unbemerkt gelassen, welch' einen schnellen und hef-

tigen Eindruck sie bei ihrem Umsehen auf den hübschen jungen Menschen gemacht. Die ersten Bande waren geschlungen. Daß Gustav nicht von Adel ist, kann ihr nicht einfallen. „Wie würden," meint sie — „ein Paar junge Edelleute einen Bürgerlichen Du nennen?" Sie sieht zum erstenmal Studenten. Aber da geht ihr Vater, und Luise ist ernst wie Juno, und unbeweglich wie eine Bildsäule.

Gustav sieht's, und geht in den dicken Haufen hinein.

Luise fragt ihren Begleiter, da sie zwanzig Schritte weiter von dem Vater entfernt ist, nach dem hübschen jungen Menschen; und ihr Begleiter erzählt ihr mit der Begeisterung der Freundschaft — Gustav hat eben diesen Menschen einmal gegen die ungerechte Rache einer Landsmannschaft geschützt, ohne weiter etwas von dem Menschen zu wissen, als daß er unschuldig ist — erzählt ihr, daß dieser Troschke der bravste Kerl ist, den nur eine Universität oder das männliche Geschlecht aufweisen könne.

Er erzählt ihr mit funkelnden Augen seine eigene Begebenheit, wie er sich für ihn, den Unbekannten, mit dem besten Fechter auf der Universität geschlagen, und einer ganzen Landsmannschaft getrotzt habe.

Das Mädchen, das mit so vielem Feuer von Ausforderungen, Berathungen der Landsmannschaften, von den Vorbereitungen auf das Duell, und das Duell selbst erzählen hört, das Mädchen glaubt mitten in einem Ritterromane zu seyn. Das Herz pocht, der Busen bebt, sie sieht den schönen, jungen Ritter mit dem blitzenden Hieber in der Hand, und mit den noch blitzendern Augen dem Tode trotzen, für einen Unschuldigen; und sie verfolgt ihn noch immer jetzt mit den Augen, wie er so furchtlos dahin geht, durch die Menge, wie er die Begegnenden nur mit einem stolzen Kopfneigen grüßt, und sich Platz zu machen weiß.

So eine Erzählung kann ja wohl die Phantasie eines achtzehnjährigen Mädchens in Flammen setzen! Und das geschah.

Der Andere kommt nun wieder zu Gustav, und erzählt, mit welchem Interesse das Mädchen von ihm hatte erzählen hören, wie sie nicht müde geworden, nach ihm zu fragen, wie sie ihm nachgesehen, wie sie sogar für ihn bei der Erzählung des Duells gezittert habe. Und nun erzählt er wieder Gustaven, welch ein Wunder von Mädchen das sey; wie frei sie ihren Geist in den Fesseln ihres schweren häuslichen Lebens erhalten, wie natürlich ihr Geist, wie gut und sanft ihr Herz, wie stark ihr Muth und wie fröhlich ihr Witz sey. Da widerstehe ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren!

Zum Glück für das junge Paar, das hier zusammen geschmiedet wurde, hatten beide Berichterstatter nicht Unrecht gehabt. Sie hatten nicht einmal die Hälfte des Guten gesagt, was von Gustav und Luisen gesagt werden konnte. Aber daß beide da erst wieder ganz zu sich kamen, da der Ballon an zu steigen fing, war nicht zu verwundern.

Da aber der Ballon in der Luft auf einmal sich um sich selbst dreht, und statt nach Norden nach Süden fliegt, so drehet sich unter ihm auch alles, mit emporgerichteten Köpfen und offnen Lippen; und da der Luftfahrer eine Fahne herabwirft in majestätisch-langsamem Auffluge, und ein Vivat nach dem andern ihm jauchzend und betäubend nachsteigt, die Menschenmasse langsam und desto unmerklicher die Einzelnen scheidet, weil Niemand auf seinen Nachbar, sondern in die Höh schaut: so ist Luise von ihrem Führer gekommen; und da der Ballon verschwunden ist, und Jeder um sich her sieht: so hat Luise statt ihres Begleiters den dicken Wirth aus dem weißen Lamme fest an den Rockschooß gefaßt, und macht ihm hoch erröthend eine niedliche Verbeugung, die der Rundbauch ganz höflich erwiedert.

Sie sieht sich um nach ihrem Begleiter; aber das Gedränge wird immer ärger. Sie will sich schon an den Dickbauch wenden, da sieht sie, wie Herr Troschke, dieser edle Ritter, einem alten lahmen

Mütterchen Platz verschafft. Es hilft nichts. Sie setzt drei Mal an mit der Stimme einer Sommergrille. Er hört nicht. Endlich ruft sie laut: „Herr Troschke!" und sie hängt dem alleredelsten Jünglinge am Arme. Sie klagt ihre Noth. Er versichert, ihr Begleiter würde am Thore sie erwarten. Er entführt sie dem Staube und dem Gewühl; und da sie nun abseit sind, in der schönen Nußbaumallee, da reden sie mit einander, schon mit klopfendem Herzen, schöne Worte, noch schöner durch die Auslegung des Andern.

Aber sie reden nicht von Schiller, nicht von Göthe, nicht von Büchern, nicht von der Natur; sie reden Worte aus ihren eigenen Seelen, bald fröhlich, bald trauernd. Es ist etwas Vertrauliches in ihrer Unterredung, vor dem sie beide stutzen, und das sie dennoch nicht abändern können, so fremd sie die Worte auch wählen.

Am Thor erwartet sie wirklich Luisens Begleiter. Sie zögern beide etwas

mit dem Gange. „Es ist," sagt zuletzt Luise, sich ermuthigend — „als hätte ich Sie schon lange gekannt."

„Und könnte das nicht seyn?" sagt er leise, als sollte es ihr Begleiter nicht hören. Sie erröthet. Er bückt sich. Sie trennen sich.

Das Mädchen ist entzückt von dem Jünglinge, und sie verschweigt es dem Bruder ihrer Busenfreundin nicht. Der ist ihr Begleiter. „Und welche Talente, Fräulein!" hebt er an. „Sie sollten ihn singen hören, und er würde Sie entzücken!"

Sie hört ihn am Abend zur Guitarre vor ihrem Fenster singen. Gustav weiß nicht, daß es ihre Wohnung ist. Dieser weiche Tenor des Jünglings schleicht in ihre Seele, wie ein süßes Gift. Sie legt sich mit neuen sehnsüchtigen Träumen zu Bett.

Am andern Morgen sagt sie ihrem Begleiter von Gustav: „Ihr Freund, der Herr von Troschke —"

„Nicht Herr von Troschke, Fräulein! Er ist eines Pfarrers Sohn, ein

armer Teufel; aber auf seine Armuth so stolz, wie ein Fürst auf seine Krone."

Luise übersieht auf einmal die ganze Bahn des Unglücks, auf der sie den ersten Schritt gethan hat. Sie bricht das Gespräch ab. Sie dankt dem Himmel, wie sie das Thor hinter sich hat, und den jungen Menschen, der alles hat, nur nicht den Rang, den ihr Vater allein achtet. Sie schreibt über diese kleine Begebenheit ihrer Freundin. Der Bruder des Mädchens erzählt Gustaven aus dem Briefe, wie werth er dem Herzen des Mädchens geworden.

„Pfui!" ruft Gustav — „Du bist ein Mann, und verräthst das heilige Geheimniß eines Mädchens! Und liebte sie mich, und liebte ich sie so — meinst Du, ich möchte um die Hand eines Mädchens betteln? Pah, fahr hin, Du schönes Bild! fahr ewig wohl!"

Fortsetzung.

Du kannst leicht denken, daß mit diesem Fahr-hin die Sache nicht zu Ende ging. „Fahr hin!" rief er täglich ein paar Mal für sich. Aber sein Weg führte ihn immer zu dem Thore hinaus, das nach Groß-Dreben führte. Und so hatte er sie wieder gesehen.

„Und sie Dich?" fragte ich.

„Nein, gewiß nicht," antwortete er, die Hand auf das Herz legend. „Auch habe ich alle Hoffnung aufgegeben, glauben Sie mir; obgleich sie wieder zu sehen, die einzige Hoffnung ist, für die ich lebe, so scheint es mir oft."

Auf einer solchen Reise nach dem verwünschten Schlosse, das seine Prinzessin einschloß, fand ich ihn.

Er hatte mir das alles ruhig hinter einander weg erzählt; aber hin und wieder wand sich ein bebender Ton durch seine Stimme, der mir Nachricht gab, daß es in seiner Brust nicht ganz so ruhig war, als in seiner Erzählung.

„Freilich, lieber Gustav, wenn's so ist —"

„So ist's und noch schlimmer! Denn dieser Herr von Mönchborn —"

„Du hast Dich also doch erkundigt, ob's keinen Weg gibt in seine Familie?"

„Ich suche keinen Weg dahin."

„Und das thut weh, lieber Freund!"

„Ich habe meine lustigen Stunden auch, wo ich alles vergessen habe; aber des Mädchens Bild steht unverrückt am Ziel jeder Ehrenbahn, die ich gehen möchte, wie in Raphaels Seele das göttliche Bild der himmlischen Madonna. Das Bild in seiner Seele machte den größten Mahler aus ihm. Die Madonna aber mahlte er nie."

„So ist's recht, mein Freund! Wir wollen auf ihre Gesundheit heute trinken!"

Der arme Junge daurte mich; aber mit meinem Herrn Bruder verlange ich keine Händel weiter, Gott behüte! Und so hatte ich nichts dagegen, da er den Tag darauf weg wollte. Ich ließ mir seine

Wohnung aufschreiben, und versprach, ihn zu besuchen.

„Halbpart!“ sagte ich, da er weg wollte. „Sieh, Gustav, ich könnte zu einer Ehrensache wohl einen muthigen Begleiter nöthig haben. Ich rechne schlechthin auf Dich! Und laß uns erst Brüderschaft trinken, nicht auf Eure Art, sondern auf meine. Also auf frohe Brüderschaft! Auf Halbpart! auf Treue im Leben und Sterben!“

„Zu jeder Ehrensache bin ich bereit,“ sagte er, mir die Hand schüttelnd. „Wie nenne ich Dich?“

„Ludolph heiße ich mit meinem Vornamen, und Winter mit Zunamen. Hier, Gustav, hier — miethe mir ein Zimmer, in Deinem Hause, und Stallung, und sorge für guten Wein, und so weiter.“

Das gab denn erst ein Hin- und Herreden. Endlich nahm er das Geld, setzte sich in meinen Wagen, und fuhr ab.

Ich stellte mich an das Fenster, meines Bruders Haus zu betrachten. O wel-

chen Augenblick könnte ich haben, dürfte ich ihm an sein Herz fallen, und sagen: „Hier bringe ich Dir den Bruder, und Deiner Tochter einen edlen Mann!“

Ich zog mich, so prächtig ich konnte, an, und fuhr ihm vor die Thür. Doch ehe ich Dir sage, was ich fand, muß ich Dir erzählen, wer Ich war, und Er. Zeit habe ich vollauf. Gott wird ja alles gut enden.

Der Unterricht, der Wechsel, das Schicksal.

Kleemann, der Vater, war der Sohn einer alten Wittwe, die von einer kleinen Pension lebte, dem Lohn einer dreißigjährigen starren Ehrlichkeit in einer reichen Familie. Sie wurde eher Wittwe als Mutter, und sie erzog ihren Sohn nach ihrer Erfahrung, so gut sie konnte. Sie hatte ihr kleines Glück durch ihre Ehrlichkeit

errungen, und so lag ihr ganzes Moralsystem in diesem Worte: „Redlichkeit."

„Wenn Du eine Lüge sagst, so freut sich der Teufel, und die Engel im Himmel seufzen. Betrügst Du, und wäre es nur um Einen Heller, so lacht die Hölle und im Himmel trauern alle Engel."

Das war die Manier dieser Frau und sie schlug an. Denn der Knabe, der den Teufel haßte, und die Hölle fürchtete, faßte den festen Entschluß, dem Teufel keine Freude zu machen. Sie stellte dabei dem Knaben ihr eignes Beispiel vor, wie gut sie es hatte im Leben, weil nie eine Lüge oder ein Betrug in ihrem Herzen erfunden war.

Uebrigens ließ sie den Knaben am Tage treiben, was er wollte: sie wiederholte ihm nur die wenigen Grundsätze am Tisch und beim Bettgehen. Man muß gestehen, die Frau wußte so ziemlich, worauf es bei aller Tugend ankommt.

Des Knaben übrige Talente waren nicht groß. Er las dürftig; aber er pfiff sehr schön, und Freude und Gesundheit lachten ihm vom Gesicht.

„Heda! Herr! heda! Pscht! Pscht!“ ruft er einen Morgen einem Herrn nach, der ein Papier, das er gelesen, statt in die Tasche, vorbei steckt. Kleemann hebt es auf, ruft dem Herrn nach, der aber läuft, als ob er gejagt wird. Der Knabe will ihm nach; allein ein Jude hält ihn mit Gewalt auf, und sagt: „Er kenne den Mann, der es verloren.“ Darüber ist der Verlierer verschwunden.

„Laß sehen!“ sagt der Jude, und nimmt das Papier. Der Jude liest, lächelt, und wiederholt: „Er kenne den Herrn!“ aber der Knabe entreißt ihm das Papier. „Ich fand's, ich will's dem Herrn schon geben!“

Der Jude bietet dem Knaben für das Papier einen Thaler, dann zehn, dann steigt er immer höher im Bieten. „Jude!“ sagt der Knabe — „ich merke, Du willst den Teufel zu lachen machen. Mich führst Du nicht an.“

Mit den Worten ist der Knabe in einem Kaufmannsladen, und läßt sich das

Papier lesen. „Es ist eine Banknote auf eine große Summe.“

Der Knabe schlägt die Note zusammen, und besinnt sich. Er läßt von dem Kaufmann die Note einsiegeln, nimmt den Diener des Kaufmanns mit, und ruft seine Banknote aus.

Vor dem Hause eines Bankiers ruft er auch aus: „Eine Banknote gefunden! Wem sie gehört, kann sich melden!“ Da stürzt eben der, der sie verloren, aus dem Hause. „Der ist der Rechte!“ ruft der Knabe, und reicht ihm das Papier. „Hier ist Ihr Geld, es ist viel!“

Der Bursche wird in's Haus gezogen. Er erzählt auch, daß der Jude habe wollen den Teufel zu lachen machen. Der Bankier zahlt dem Knaben die hundert Thaler, die ihm der Jude geboten hat.

„Nichts, Herr, nicht einen Heller!“ ruft der Knabe, und wischt das Geld zusammen. „Das Papier ist Ihre, und damit gut!“

Der Knabe ist nicht zu bereden, nur Ein Stück Geld zu nehmen; denn er will

den Teufel nicht zu lachen machen. Man zankt mit dem Knaben, man will ihm begreiflich machen, daß Nehmen nicht Betrügen ist.

„Nein, nein, der Unterschied ist nicht weit her! Der Teufel lachte doch!“ Und er bleibt dabei.

Der Bankier geht mit dem Knaben zu seiner Mutter, verspricht für des Knaben Erziehung zu sorgen: und nach drei Tagen ist der Knabe in des reichen Bankiers Hause, gut gekleidet, gut unterrichtet, geehrt vom alten, mißtrauischen Herrn, geliebt von Allen im Hause, am meisten von dem, der die Note verloren hatte, und seit dem sagte man in diesem Hause bei jeder Lüge: „Der Teufel lacht!“

Der Herr konnte den Knaben nicht recht leiden; denn er pfiff wie eine Nachtigall die Treppen hinab, wenn er Briefe zu tragen hatte. Seine helle Stimme klang singend durch's ganze Haus, und er sang fast immer; aber er ehrte die starre Ehrlichkeit des Knaben, den er, fast aus

Neugierde nur, auf tausend Proben setzte, und die er alle bestand.

So kam der Jüngling endlich auf's Komptor, und im vier und zwanzigsten Jahre hatte er die Hauptgeschäfte, und sein Herr konnte ruhig die Hände in den Schooß legen. Aber eine Oper-Arie mußte er singen oder pfeifen; und Verse machte er dazu, erst Charaden, und dann sprang er auf einmal auf schwermüthige Balladen über. Man wußte nicht, wie das kam. Er wußte es wohl, und schwieg. Und die Tochter des Bankiers wußte es auch, und schwieg auch.

Wenn er vor dem offnen Zimmer Minna's vorüber mußte, um zum Herrn zu gehen, so sagte sie so freundlich aus dem Zimmer her: „Guten Morgen, Herr Kleemann!“ Und kam er zurück, so hatte sie gewiß eine Frage für ihn, oder ein kleines Geschäft. Und war er wieder im Komptor, so fielen ihm tausend Dinge ein, die er den Herrn fragen sollte, oder doch könnte. Er hob den Fuß schon; aber „der Teufel lacht!“ brummte er, und blieb

sitzen wie auf glühenden Kohlen. Denn er hörte sogar Minna's singende Stimme im Vorzimmer, die sich Briefpapier holte.

Herr Kleemann sang und pfiff nicht mehr. Das gefiel dem alten Herrn recht wohl. Aber dagegen hatte Herr Kleemann jetzt trunkene Augen, und er war, so zerstreut, so sehr zerstreut, daß der alte Herr seinem alten Faktor, seinem Vertrauten, sagte: „Ich glaube, Kleemann trinkt. Was meinen Sie?"

Der Faktor, der in einer vertrockneten Gestalt ein warmes Herz trug, schwor dafür. Denn er liebte den Jüngling. „Sehen Sie seine Augen, wie trübe! und redet er nicht, als wären es Verse, die ich nun einmal nicht leiden kann?"

„Der Mamsell geht es fast eben so," warf der Faktor hin, der Minna zuweilen in Thränen überrascht hatte, und am Ende errieth, was ihr war.

Der Vater sagte nichts; aber der Faktor warf das so oft hin, daß der Vater endlich fragte, was er meinte.

Der Faktor machte einen ungeheuer langen Eingang, von dem der Vater nichts verstand, der ihn aber desto neugieriger machte, zu erfahren, was Minna's Kopfhängerei mit Kleemanns Trinken zu thun hätte.

Endlich begriff der Vater, was der Faktor meinte, und hieß nun den Kleemann einen Betrüger, der seine Tochter verführen wollte. Das leugnete der Faktor, und beredete den alten Herrn, den jungen Menschen auf die allergefährlichste Probe zu setzen. Er erbot sich, der Tochter das Geheimniß zu stehlen, und es Kleemann mitzutheilen. „Dann, Herr, dann lieber Herr, wollen wir sehen, ob der Teufel lacht! Ich glaube nein!"

Der Faktor, der Minna's Vertrauen hatte, entriß ihr das schöne Geheimniß ihrer Liebe, und trug es dem Jüngling zu.

„Berufen Sie sich auf den alten Faktor, lieber Kleemann," sagte er — „und reden Sie dreist mit Mamsell Minna! Der Vater ist am Ende wohl herum zu bringen."

„Herr," rief Kleemann und schlug sich vor die Stirn, daß es hallte — „ich — ich — nein, der Teufel soll nicht lachen; und müßte ich in die Welt, ins Grab laufen! Ich betrüge den Herrn nicht, noch weniger den Vater!"

Der Faktor erzählte dem Alten. Der Alte brummte zwar; aber er sagte doch: „Ehrlich ist er!" Und nach drei Tagen ließ er den jungen Menschen herauf kommen, und fragte ihn mit dem finstersten, strengsten Gesicht: „Was machen Sie für Dinge? Sie lieben meine Tochter? He! Lieben Sie sie?"

Erblassend sagt Kleemann ein leises Ja.

„Also ja?" Der Alte machte die Thür auf, und sagte streng: „So gehen Sie zu Minna und sagen Sie ihr, sie sollte Ihre Frau werden. Aber nichts weiter! Sie machen ihre Thür auf, und sagen: „„Minna, Sie sollen meine Frau werden, läßt Ihnen Ihr Vater sagen."" Da gehen Sie!"

Zitternd wie im Traume stand Kleemann da. Hatte er gehört oder träumte er? Der Alte befahl noch einmal.

Kleemann ging, öffnete Minna's Thür, stand, erblaßte, zitterte, warf sich ihr zu Füßen, und wollte reden.

„Schämen Sie sich nicht?" rief der Vater, der horchte — „Sie wollen ein Mann seyn?" Er legte seiner Tochter Hand in seine. „Ehrlich ist er, Minchen!" sagte der Alte, und ihm kam etwas Nasses ins Auge, und etwas Weiches in die Brust, was er selbst nicht begriff. „Ehrlich ist er, das sehe ich in Deinen großen Augen." Er hätte es noch besser an seinem Zittern, an seiner Furchtsamkeit, an ihrem glühenden Erröthen, an beider Verstummen, an der Verschämtheit, womit sie sich anblickten, sehen können, daß sie zum erstenmal ihre Liebe gestanden.

Der Alte wurde empfindsam bei dem Glücke seiner Kinder. Er starb aber bald. Sie waren nur einen Augenblick glücklich. Minna starb im Wochenbette, ihr Sohn

starb einige Tage nach der Mutter. Kleemann war in der reichen Stadt der reichste und der unglücklichste Mann. Man beneidete ihn, ach, er beneidete jeden Tagelöhner, der in seine Hütte ging, wo ihn Weib und Kind erwarteten!

Die Warze am Auge. Der Irrthum. Die zweite Moralmaxime.

Der reiche Herr Kleemann schwur an Minna's Sarge, nie wieder zu heirathen; zwei Jahre darauf nicht eher zu heirathen, als bis er Minna's Ebenbild fände, und noch dazu sollte es ein armes Mädchen seyn, wie er ein armer Teufel war. Der alte Faktor meinte, das sey nicht gut gethan. Das Herz müsse frei walten, wie bei ihm und Minna; aber Kleemann schwor wieder.

Am Jahrstage von Minna's Tode saß Kleemann auf Minna's Grabe,

die Stirn in die Hand gestützt; da rasselte die eiserne Thür des Kirchhofes, und herein trat eine Dame in tiefe Trauer gekleidet. Sie wankte zwischen den Gräbern immer ihm näher, und setzte sich auf ein nahes frisches Grab, ohne ihn zu bemerken.

„O wann werde ich Dir folgen, Du einziger, geliebter Mann!“ sagte die Dame schluchzend, aber mit einer lieblichen Stimme. Er sah auf und hin, und aus dem Flor sah ein so hübsches Gesicht hervor, und ein Hals, dessen Weiße blendend gegen die schwarze Trauer abstach.

Eine Bewegung, die er machte, verrieth ihn seiner Nachbarin. Sie begrüßten sich. Sie traten einander näher zwischen den beiden Gräbern, zollbreite Schritte nur; aber doch erreichten sie sich, und jeder entschuldigte sich, daß er den Andern in dem süßen Schmerze gestört hatte.

„Sie betrauern hier einen geliebten Mann, Madame?“

„Und Sie?“

„Ein unvergeßlich geliebtes Weib!“ Er zeigte auf das Grab; beide waren untröstlich, und doch suchte einer den andern zu trösten. Außer den gewöhnlichen Reizen einer zwanzigjährigen schönen Wittwe, deren schönster Reiz das nasse Auge, der leidende Ton, die bleiche Farbe ist, aus der nur die Rose der Wange sanft hervor schimmert, sah Kleemann auf einmal, daß die junge Wittwe gerade am Auge eine Warze hatte, die auch Minna trug.

Sein Herz pochte. Er bot der Dame den Arm. Sie war eine Frau von Mönchsborn, erfuhr er unterwegs. Das schreckte ihn zurück, die Warze zog ihn an. Sie hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Stieftochter. Er nahm an der Thür des Gasthofs, wo sie wohnte, Abschied. Sie ging hinauf. Er sah ihr nach, und der Gastwirth erzählte Herrn Kleemann, daß die junge schöne Frau nicht allein mit dem Schmerz um den geliebten Mann, sondern auch mit der — vielleicht tiefsten Armuth kämpfte.

Die Warze und ihre Armuth! Konnte der Himmel deutlicher reden?

Herr Kleemann ging den andern Tag zu der Wittwe. „Ich höre, meine gnädige Frau,“ sagte er sanft — „Sie sind vielleicht fern von ihrem Vaterlande. Die Krankheit Ihres Herrn Gemahls, sein Begräbniß hat vielleicht Sie in eine augenblickliche Verlegenheit setzen können. Ich — ich, Ihr Gnaden —“

Er kam aus der Form seines Anerbietens, das er ihr machen wollte; denn das Kind, das sie auf dem Arme trug, — schon wieder ein Reiz — ruhte schlummernd an einem Busen, der, wenn er nicht der schöne Thron der mütterlichen Liebe gewesen wäre, der schönste Thron der weiblichen Liebe hätte seyn können.

Schwarze, reiche Locken rollten frei und ohne Kunst um eine weiße Stirn, um einen Schwanenhals, um einen Marmornacken, und vollendeten ein höchst liebreizendes Gemählde, und unterbrachen Kleemanns schöne Rede.

Sie nahm Herrn Kleemann's Anerbieten nicht an; allein sie gestand ihm freimüthig, daß sie gar nicht reich sey.

„Ich werde," setzte sie hinzu — „in dem Vaterlande meines Gemahls Freunde finden, welche die wenigen Tage, die noch mein sind —" Sie beugte das schöne Haupt über das schlafende Kind, und die reichen Locken, die vorwärts fielen, verhüllten Mutter und Sohn. Herr Kleemann hätte kein Wort gegen diese schöne Stellung aufbringen können: er betrachtete also diese schöne Gestalt, den Arm vom warmen Schnee, die feine Hand, den kleinen Fuß.

Madame fühlte, oder sah — doch das ist wohl eins — daß sie betrachtet wurde. Sie scheute sich, das Auge empor zu richten, aber sie mußte doch zuletzt, und eine zauberische Schaamröthe machte ihn selbst schaamroth und verwirrter.

Aber sie verbeugte sich tief gegen ihn für seinen guten Willen, und mit einer solchen Holdseligkeit, und doch mit so edelm

Stolze, daß er wieder auf der Gasse stand, ohne es zu wollen.

Ein Auftrag an den Wirth des Hauses machte nun zwar der Wittwe Lage leichter; aber Herr Kleemann fühlte noch etwas anders. Er sann auf ein Mittel, noch einmal einen Besuch zu machen. Er sah das Wie nicht.

Der geschäftige Wirth belehrte dann die arme Wittwe über den Werth des Mannes, und über seine Großmuth gegen alle Unglückliche. „Ein Millionär, Ihr Gnaden!“

„Das war ich auch, da Du noch lebtest,“ seufzte sie. Der Wirth fuhr zurück. Sie meinte nur die Liebe. Da wurde ihr Sohn krank. Kleemanns Arzt besuchte ihn, und kam erstaunt von der Schönheit und dem Geist der Wittwe zurück.

Kleemann machte einen neuen Besuch. Die Wittwe betrachtete den Millionär genauer. Sie mußte gestehen, daß er sogar ohne die Uniform ihres Gemahls ein sehr hübscher Mann war. Die Unterredung wurde ruhiger. Sie erzählte ihm

dem Tod ihres Mannes. „„Minna! Minna!““ mit diesem, mit meinem Namen auf den bleichen Lippen, starb er.“

Da war Kleemann nicht mehr zu halten. „Minna heißen Sie? O Minna?“ Nein, er war fest entschlossen, ihr zu sagen, was des Himmels Wille sey, sobald sie erst die Trauer hinter sich hätte.

Frau von Mönchborn hatte die erste Trauerkleidung und die erste Trauer hinter sich, und Kleemann war aufs Neue entzückt, da sie zum erstenmal in schwarzer Seide erschien. Da nannte er sie zuweilen schon Minna. Und Minna wohnte in den besten Zimmern des Hauses, und hatte eine Jungfer. Und da sie zum erstenmal in der Farbe der Liebe und der Pracht in Roth erschien, in den schwarzen Locken ein reiches Diadem: da schwor er, den Teufel nicht länger zu lachen zu machen, sondern die Wahrheit heraus zu reden.

Das that er. Frau von Mönchborn erröthete, da er sie aufs Gewissen fragte, ob er ihren verstorbenen Mann ersetzen

könnte. Sie machte Ausflüchte; aber da erklärte ihr Herr Kleemann, und recht ernstlich seine Moral, daß er nichts mehr haßte, als den Teufel froh zu machen. „Ich bin jetzt zum letztenmal oder immer hier!“ sagte er.

Da flossen die letzten Thränen um den theuern Gemahl, und dann — der Teufel lachte doch ein Wenig — aber über keine Lüge; denn die gnädige Frau fühlte wirklich Liebe gegen den schönen Mann, und sie gestand sie ihm.

Nach vier Wochen führte Kleemann seine junge Frau in sein Haus, das denn nun freilich sich nach dem Geschmacke der Dame hatte ein Wenig aufputzen müssen.

„Herr Faktor,“ sagte der glückliche Kleemann — „sehen Sie Minna's Warze am Auge, Minna's Namen, und arm ist sie dazu. Gott Lob! ich habe meinen Schwur gehalten.“

Der Faktor schwieg; aber er dachte: „Gott gebe nur auch Minna's Herz!“

Kleemann war das ganze Trauerjahr nicht einmal bei Minna's Grabe

gewesen, und wie er seine junge schöne zweite Frau ins Haus führte, rief er: „Nun will ich glücklich seyn, wie ein Gott!“ Er hielt Wort, er war glücklich, und auch das zweite Jahr sah er seiner guten Minna Grab nicht. Und er wurde noch glücklicher; denn seine lebende Minna gab ihm einen Sohn, unsern Herrn Ludolph. „Nun wollen wir recht glücklich seyn, liebste Minna!“ rief er.

„Ja, das wollen wir!“ rief sie; und Kleemann fing nun an zu bemerken, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen Glück und Glück seyn kann.

Minna hatte unter einem Millionär — denn Zählen ist der Damen Sache nicht — sich einen ganz reichen Mann gedacht, und so hatte sie in dem ersten Jahre nichts gegen das, was ihr Mann ein glückliches Leben nannte. Da sie aber einmal recht eigentlich in einer recht schönen Stunde von ihrem Mann erfuhr, daß eine Million Gulden funfzig tausend Gulden einträgt, und daß ein Millionär ein Mann

ist, der ein paar solche Millionen hat, so starrte sie ihn erst an. Denn diese Zahlen stürmten auf einmal wie eine Armee in ihr Gehirn, das vorher von ihres Mannes Hauptmanns-Sold gefüllt war. Sie mochte es kaum glauben; da aber der alte Faktor es bestätigte, so — wußte sie erst, wer sie war, und sie rief mit einem Freudensprunge: „Nun Gott sey Dank, so will ich denn recht glücklich seyn!“

Hier lachte der Teufel ein Wenig, ob Minna gleich die Wahrheit, nichts als die Wahrheit sagte; aber um des armen Kleemanns Glück war es gethan. Nach ein paar Monaten mußte er gestehen: er mache das glänzendste Haus in der Stadt. Madame gab Bälle, spielte, kaufte, putzte, hatte die schönsten Equipagen, englische Pferde, reiche Bediente, und alles, was ein reiches Haus nur haben kann. Hätte Madam so recht eigentlich gewußt, was ein Millionär ist, sie hätte ihren Mann um den Namen gebracht; so aber glaubte sie dem Faktor, der ihr einmal sehr ernst versicherte:

„Man könnte den Schatz der Fee Superbe verschwenden.“

Frau von Mönchborn liebte ihren Mann recht sehr; aber, der Himmel mochte wissen, wie es kam — Herr Kleemann schlich ziemlich alle Jahre ein Dutzend Mal nach Minna's Grabe, und vermehrte seiner Mutter Moral und Lebens-System, mit zwei neuen Befehlen: „Bleib bei Deines Gleichen! Und traue keiner Aehnlichkeit!“

Madam Kleemann vergaß in keiner Minute ihres Lebens, daß sie die Gemahlin des Herrn von Mönchborn gewesen war; noch weniger konnte sie es leiden, wenn man es gegen ihren ältesten Sohn, den jungen Herrn von Mönchborn, vergaß. Der Knabe hatte einen Bedienten, einen Hofmeister, der ein Franzose war. Er lernte reiten, tanzen, fechten, ehe er richtig schreiben konnte, und rechnen? sie lächelte ein Wenig spöttisch, wenn Kleemann die Kunst nannte.

Sie forderte von ihrem Manne alle Liebe eines rechten Vaters für seinen Stief-

sohn, und sie selbst hatte nur einen strengen Ernst gegen ihre Stieftochter, der aber dem jungen Mädchen gar nicht schadete. Das Mädchen hielt sich an Herrn Kleemann, an den Faktor. Sie gab Liebe, weil sie Liebe gebrauchte.

Madam Kleemann verlangte von ihrem Manne, er sollte sich adeln lassen, und gebrauchte alle Mittel, die eine Frau hat, den Mann zu gewinnen, gute, böse Laune, Ohnmachten, Ahnungen vom Tode, Liebe, Schmeicheleien, Zorn. Aber obgleich Herr Kleemann oft Minna's Grab besuchte, so blieb er doch standhaft. „Nein," rief er — „der Teufel soll nicht lachen! Ich will nicht betrügen!" Aber da lachte der Teufel noch lauter, und die ganze Hölle dazu! denn Madam, da sie ihren Mann so fest entschlossen und alle ihre Hausmittel verbraucht sah, warf auf Kleemanns und ihren Sohn einen Widerwillen, der von Monat zu Monat zunahm; denn er stand, das sah sie, dem Plane entgegen, den sie für ihren ältern Sohn, den Herrn von Mönchborn, gefaßt hatte.

Ihres Sohnes Glück hing von seinem Stiefvater ab. Sie dachte mit immerwährender Unruhe an den Tod ihres Mannes, und an sein Testament, wozu Herr Kleemann wieder gar nicht zu bewegen war. Also dieser Knabe, der Enkel einer Magd, war der Erbe des unermeßlichen Reichthums, und der Herr von Mönchborn würde ein Bettler.

Das alles wirkte auf die beiden Brüder ein, und die ganze Hölle lachte laut! Armer Kleemann! Die beiden Brüder haßten sich, und nun zog der Unfrieden in das reiche Haus, und goß sein Gift über aller Herzen.

Der junge Edelmann behandelte seinen Bruder mit dem aufgeblasenen Hochmuthe eines eiteln Knaben, und Ludolph spottete seiner Armuth. Dieses Unglück, dem nicht abzuhelfen war, nagte wie ein Geier an Kleemanns Herzen. Er that, was er konnte. Er brachte seinen jüngern Sohn, weit von seiner Vaterstadt, auf eine Schule. Der ältere Bruder ging auf die Universität, obgleich seine Mutter ihn für

den Feldmarschallsstab bestimmt hatte. Aber Frieden war nicht zwischen den Brüdern zu stiften. Die Mutter wünschte ihn jetzt; denn sie sah doch wohl, wie sehr Mönchborn von seinem Bruder abhängen würde; aber eben sie verhinderte ihn wieder.

Der Vater wußte nicht, wer von seinen Söhnen der Schuldige war: das machte ihn noch unglücklicher. Da Ludolph die Universität beziehen sollte, ließ er ihn heimlich zu sich kommen. Er ging am andern Morgen mit ihm an das Grab Minna's.

„Liebster Ludolph," hob der vorbereitete Vater traurig an — „hier auf dem Grabe Deiner Mutter —"

Ludolph sprang voll Schrecken auf und rief: Wie? das ist meine Mutter?"

O das war dem Vater zu viel, diese Täuschung, dieser Irrthum, in dem er durch den unnatürlichen Haß der Mutter gegen ihren Sohn gerathen war! Er konnte nicht weiter reden. Er brach in Thränen aus.

„O ja, mein Vater," rief Ludolph — „ich nehme diese Asche der edeln Frau, die Sie beglückte, als meine Mutter an; denn ich habe keine Mutter."

Da weinte der Vater noch mehr. In der That, es war ihm, da er beide Brüder versöhnen wollte, vorgekommen, als wäre Ludolph der Stiefsohn seiner Frau. Die Täuschung zeigte ihm auf einmal, wie weit die Herzen von einander gerissen waren.

Lange saß der Vater trostlos auf dem Grabe der Frau, die ihn glücklich gemacht hatte, ohne etwas sagen zu können. „Ja," sagte er endlich — „ja, mein Sohn, dieses Herz, das hier ruht, hat mich glücklich gemacht. Hier an diesem Grabe lernte ich Deine Mutter kennen, Ludolph, und liebte sie. Ich bin nicht glücklich gewesen, Sohn! Ich hätte es seyn können, mich dünkt sogar, ich hätte es seyn müssen. Denn ich habe Euch alle geliebt." Er schwieg wieder. Dann redete er weiter: „Wer unter Euch die Schuld trägt, weiß ich nicht. Deine Mutter ist nicht böse,

nur eitel. Und Du, Ludolph, Du sagtest vorhin etwas, was nie ein Sohn von seiner Mutter sagen sollte. Du hast ihren Sohn gehaßt, Ludolph! Du warst kalt gegen sie selbst. Sie liebt Deinen Bruder mehr als Dich; aber sie liebt Dich, gewiß sie liebt Dich! Aber Dich kann ich erinnern, mein Sohn, daß Dir Deine Mutter mit Todesschmerzen das Leben gegeben, daß sie Dich an und in ihrem Herzen getragen hat, mit unendlicher Mutterliebe. Keine Liebe kann vergelten, was die Mutter that. Und wenn ich hier neben dieser geliebten Asche ruhe: wem soll ich das Glück der Frau übergeben, die — Deine Mutter ist, wenn Du sie hassest?"

„Mir, mein Vater! O verlassen Sie sich darauf! Sie wissen, ich habe nie eine Lüge gesagt. Mir! Und Gott, Ihr Andenken, Vater, wird mich behüten, daß ich nie meine Mutter hasse."

„So versöhne Dich mit Deinem Bruder. Ihr habt Euch seit zehn Jahren nicht gesehen. Der alte Streit wird ja

vergessen

vergessen seyn, in dieser Zeit. Bei diesem Grabe wollt' ich Dich darum beschwören, mein Sohn — gut denn, ich beschwöre Dich bei diesem Grabe darum!"

Hier sank Ludolphs Haupt auf seine Brust. „Mein Vater," sagte er dann — „Sie haben mir in jedem Briefe die Regel gegeben, mich zu meines Gleichen zu halten, und davon nie eine Ausnahme zu machen, damit der Teufel keine Freude hat. Mein Bruder ist nicht meines Gleichen. Mein Bruder ist ein Edelmann."

„Gott!" rief der Vater aufstehend, und dann sich wieder auf das Grab beugend — „ist es so weit? ist der Name Edelmann Dir mehr, als der Name Bruder? O so laß mich hier neben Dir ruhen, theure Minna! Ich habe zu lange gelebt!"

„Vater, so muß ich denn," sagte Ludolph, und holte einige Briefe hervor — „ich und der Herr von Mönchborn haben uns in zehn Jahren nicht gesehen;

aber diese Briefe habe ich von ihm erhalten."

Der Vater las sie, und schüttelte traurig den Kopf. „Ach freilich," sagte er — „das ist noch schlimmer! Hast Du ihm geantwortet?"

„Ich habe —"

„Und wie? die Wahrheit, Ludolph!"

Ludolph schwieg eine Zeit lang; dann sagte er: „Sanft nicht! Und Briefe sind, denk' ich, schlimmer als Reden. Lassen Sie mich meinen Bruder nicht sehen. Er verzeiht mir nie, daß mein Vater reicher war, als seiner. Und ich gäbe ihm meinen ganzen Reichthum für sein Herz, mein Vater!"

„Sohn, da lachte der Teufel!

„Er lachte nicht, mein Vater! Ich habe die Wahrheit gesagt." Er legte bedeutend die Hand wie zum Schwur auf das Grab.

„Ich glaube Dir, Ludolph; freilich so — ist es besser, Ihr seht Euch nicht. Und so — reise wieder, ohne selbst

Deine Mutter zu sprechen. Nur das Einzige glaube mir, Ludolph: Ich lege meine Hand betheuernd auf dieses Grab — Dein Bruder ist nicht böse!"

Da Ludolph nicht antwortete, fuhr der Vater fort: „So reise. Ich werde Dir von dem Uebrigen schreiben."

Sie umarmten sich und schieden am Grabe. Der Vater kam ermattet zu Hause, ermattet von dem vergeblichen Versuche, seiner Familie den Frieden wieder zu geben. Ruhe wurde nun sein einziger Wunsch, da Glück es nicht seyn konnte. Er überließ seinem Freunde, dem alten Faktor, die Geschäfte, und ging auf ein kleines Landgut. Zwei Jahr lebte er hier in abgeschiedener Stille, in einem Glücke, das er in der Botanik fand. Sein Sohn Ludolph sah ihn oft; aber immer heimlich. „Ich habe für Deine Mutter und für Deinen Bruder gesorgt, und reichlich, mein edler Sohn! Der Faktor, der Dich liebt, Du weißt wie sehr, ist Exekutor meines Testaments. Er ist Deiner Mei-

nung, es sey gut, wenn Du nach meinem Tode Niemanden von Allen siehst."

Sie schieden wieder. Ach, sie hatten sich zum letztenmal gesehen! Der Vater hatte seinen Sohn noch vor seinem Tode mündig sprechen lassen. Er starb schnell. Seine Frau erbte alles bewegliche Eigenthum, das kleine Gütchen, wo er lebte, und dann Groß-Dreben, was er für seine Frau und ihren Sohn in dem Vaterlande der Mutter gekauft hatte, ein reiches Gut. Sein Sohn erbte alles Uebrige, von dem Niemand wußte, auch die Mutter nicht, wie viel es seyn konnte.

Nur der Faktor wußte es, und zeigte von Ludolph eine ungemessene Vollmacht, sein Vermögen an sich zu nehmen. Der Faktor übergab der Wittwe ihr Vermögen, und nach drei Tagen war er verschwunden, und Ludolph, nach einem sehr zärtlichen Briefe an seine Mutter, ließ nichts mehr von sich hören.

Herr von Mönchborn erstaunte, daß er so reich geworden war, und sah dennoch mit finstern Blicken auf den an-

dern Theil der Erbschaft, die sein Bruder gethan hatte. Und hätte er nur gewußt, wie viel es eigentlich war! Er stand in dem Regierungskollegium als Rath. Er stieg von Stufe zu Stufe. Er war Regierungspräsident, da sein Bruder in Rantershof ankam.

Kleemann an Oppen.

Rantershof.

Ich fuhr ihm also vor das Haus, mit einem Herzen, das nicht aufhören wollte, zu klopfen, obgleich ich jedesmal mir sagte: „Ich bin unschuldig." Ich stellte mir ihn vor, und jedesmal fiel mir Euripides köstliche Scene zwischen den beiden Brüdern ein und der Mutter rührende Worte: „Weg mit dem drohenden Blick, und mit dem Hauche des Zorns! Es ist nicht das blutige Gorgonenhaupt, es ist das Haupt des Bruders, was Du

siehst." Denn, der Teufel, Oppen! wenn ich ihn mir dachte, so wars ein Stück vom Gorgonenhaupte. Da ich also unter dem hohen Thor wegfuhr, sagte ich die Verse: „Ein Gott sey Euer Richter, und der Versöhner des Hasses!" So fuhr ich rasch vor.

Sieh, ich hatte gedacht, abergläubig wie ein Grieche, oder wie ein Mensch, wie ein armer schwacher Mensch, der nicht weiß, was die nächste Minute für ihn seyn kann, eine Freude oder ein Weh: ich hatte gedacht, mir irgend ein Zeichen zu nehmen, in dem, was ich zuerst erblicken würde, wie mir es gehen sollte; und da saß auf der Treppe vor dem Hause eine Frau, ein Kind an der Brust, ein anderes von zwei Jahren stand daneben, und streichelte das saugende Kind.

Alles Philosophiren vorher hatte mir nicht den Muth gegeben, wie dieser Anblick. Eine frohe Ruhe erhob sich in meiner Brust, und freimüthig ging ich die Stufen hinan, doch erst die Mutter der beiden Kinder beschenkend.

Man führte mich in ein Zimmer, und ließ mich allein. Was ich hier sah, war eben nicht sehr tröstlich. Ich sah Pracht, und zwar unächte Pracht, nicht Bequemlichkeit, nicht einmal Schönheit. Aber ich sah an der Wand das Bild meiner Mutter; und mein Gefühl, das eben ersterben wollte, wurde wärmer und wärmer. „Mutter," sagte ich — „sey Du der Schiedsrichter der Brüder!" Und in meinem Herzen wallte die reinste Liebe auf.

Die Thür öffnete sich, und ein junges Mädchen trat herein, die ich sogleich für meine Nichte erkannte. Das zweite gute Zeichen! „Mein Vater," sagte sie mit einer lieblichen Freundlichkeit — „muß bald zurück seyn, wenn Sie Zeit haben."

„An Zeit wird mir's nicht fehlen, mein gütiges Fräulein! Und Ihre freundliche Aufnahme soll mir eine gute Vorbedeutung seyn, daß Doktor Luthers Segen an uns in Erfüllung gehen soll, getreue Nachbarn!"

Sie sah mich erst errathend an; dann sagte sie lachend: „So sind Sie wohl, Herr Ludolph, von Rantershof?"

„Derselbe! Und Sie sind Fräulein Luise, der Stolz dieses Hauses, und der gute Geist des Dorfes und aller Unglücklichen hier umher."

„Vom Schmeicheln, Herr Ludolph, sagt Doktor Luther nichts. Getreue Nachbaren, sagt er."

„Ich berichte getreu, was man mir in Rantershof berichtet hat, und nur zur Hälfte; denn man sagte mir auch, daß der Geist einer edeln Mutter —"

„Von meiner Mutter, Herr Ludolph, hat Ihnen das Gerücht nie genug gesagt. Sie werden meine Mutter sehen."

Da kam die Mutter. Die Tochter ging ihr entgegen, und sagte mit einer frohen Lebhaftigkeit: „Dieser Herr, liebe Mutter, ist ein Stück aus der vierten Bitte, der getreue Nachbar aus Rantershof."

Sieh, die Mutter hatte ein sanftes, erblaßtes Gesicht. Die natürliche Freund-

lichkeit ihres Mundes und ihrer Blick rang mit einer sanften Wehmuth, und man wußte nie, wer Sieger werden sollte, ob die Wehmuth oder die Freundlichkeit. Sie hob ihr Auge mitten im gleichgültigen Gespräch oft gen Himmel, als ob sie da oft Hülfe gesucht hätte. Und dieser Demuth, dieser Resignazion widersprach eine Hoheit in der Stellung, ein feiner, freier Anstand wieder. Aber das war alles das nicht, was ich Dir sagen wollte. Wenn ich sie ansah, so war mirs, als läge sie knieend und voll Geduld vor einem harten Schicksal, das weder ihr Auge voll Freundlichkeit, noch das stille Gesicht voll Weisheit hatte besänftigen können. Die Tochter hingegen stand aufgerichtet und stolz vor ihrem Schicksal, und fröhlich; aber vor dem blassen Gesicht ihrer Mutter stand sie wie die Mutter selbst voll Liebe, voll Theilnahme, voll Angst.

Ich glaubte, die Mutter müßte mit jeder Minute anfangen zu klagen, aber sie klagte nicht, und ich hätte der geduldigen Seele schonen sollen. Aber konnte

ich vor diesem unter dem lang still ertragenen Schmerz erblaßten Gesicht von der Lust des Lebens reden? Wir redeten über den Winter. „Er dauert nur zu lang," sagte die Tochter.

„Der Winter im Leben dauert noch länger, ehe wieder die Blüthe und Freude empor keimt," sagte ich.

„Wer würde den Frühling schätzen, wenn kein Winter wäre," sagte sie mit heiterem, auf ihre Tochter gerichteten Auge, als sagte sie das zum Trost.

„Aber," rief ich, voll eines raschen Mitleides — „wenn nun gar kein Frühling hinter dem ewigen Winter erscheint?"

Hier hob die Tochter das mitleidige Auge gegen die Mutter empor, als wollte sie sagen: „So wie bei meiner Mutter."

Die Mutter sagte: „Gott Lob, daß das nicht ist! Das Jahr hat nur Einen Frühling; das Herz tausend." Sie warf einen Mutterblick voll Seegen auf die Tochter, als wäre die ihr Frühling. Aber das machte mich noch wilder.

„Das eben ists," rief ich — „daß ein fremder Frühling, ein fremdes Glück mein Glück werden soll!"

„Ach, Sie wissen nicht," sagte sie mit einem warmen Roth auf der blassen Wange — „wie viel theurer ein fremdes Glück werden kann, als das eigene! Nicht wahr, Luise? denn wenn ich glücklich bin, so ists meine Tochter auch."

„Und jedes Unglück," sagte die Tochter sehr lebendig — „hat seine Gegenmittel bei sich. Es macht das Herz, wie der Winter den Boden, hart. Man fühlts nicht, oder die Geduld besiegts, so gut wie der Muth."

„Geduld, meine Luise, ist das beste Gegenmittel! Die weiße Farbe der Unschuld und der Geduld ist die beste Farbe der Trauer."

„Ja, wenn nichts anders hilft! Ich werde, denk' ich, mit Roth trauern, wie die Venetianer um ihren Doge, wenn ich trauern muß, oder gar nicht, wie ein Priester bei den Alten. Aber um Sie, theure Mutter, traure ich in allen Farben.

des Schmerzes." Die Tochter warf sich weinend an der Mutter Brust. Sie hielten sich eine Minute lang umarmt.

„Sie werden," sagte die Mutter zu mir — „das der Lebhaftigkeit meiner Luise verzeihen!"

Sie verließ uns, damit ich nicht ihrem Schmerze noch mehr verzeihen dürfte.

„Es macht uns keine Ehre, Herr Nachbar," hob Luise nun an — „daß wir zwischen dem heftigsten Schmerze essen, trinken, einen Thee serviren und Gäste unterhalten können; aber daraus erweise ich, es muß mit dem Schmerze nicht so weit her seyn. Aber es gibt im menschlichen Leben Leiden, die so tugendhaft sind, daß man sie trägt —"

„Wie eine Fürstin ihre goldene, kalte, reiche Krone am Hochzeitstage mit Stolz, und ohne Liebe —"

Das sagte ich; denn mir war mein Gustav eingefallen. Sie sah mich mit einem großen Auge an, und sagte ernst: „Wenn nur ohne Liebe." Sie blickte zu

Boden, ohne weiter ein Wort zu sagen. Ich schwieg auch.

„Sie sehen so heiter aus," hob sie auf einmal an — „so heiter, Herr Nachbar, und doch wollt' ich wetten, Sie hätten auch schon mit dem Leben Händel gehabt, oder — gesucht!"

„Gesucht, meine gute Nachbarin?"

„Gesucht! so wie man in einem großen Saale voll Menschen sich gewöhnlich das Gesicht aufsucht, das man am wenigsten leiden kann, um sich daran zu ärgern."

„Wenns aber nun zu Ihnen kommt, so wie heute ich, Fräulein Luise?"

Sie machte mir eine komische Verbeugung. „Ich und gewiß auch meine edle Mutter werden es gern sehen, wenn Sie fein fleißig Nachbarschaft halten. Mit hundert andern kann man Monate zusammen seyn, ehe man es so weit bringt, als mit Ihnen in diesen zehn Minuten."

„Wie weit haben wir es gebracht?"

„Bis zu dem schönsten Erguß des Herzens, und bis zu diesem Handschlage der

Freundschaft." Sie reichte mir die Hand, und ich schlug ein. Die Mutter kam zurück, und nach zehn Minuten kam mein Bruder. Aber mein Herz war so freundlich voll von seiner Frau und Tochter, daß ich nicht nöthig hatte, an das Gorgonenhaupt zu denken; ob ich gleich sah, wie sein Anblick den frohen Zug der Freude auf Luisens Gesicht, und die rührende Freundlichkeit seiner Frau in tiefen Ernst verwandelte.

Er verbeugte sich gegen mich mit dem Anstande eines Protektors, dann gegen Frau und Tochter mit einer fremden Höflichkeit. Er war vollkommen wie zu Hofe gekleidet, schwarz mit einem weißen Kreuz auf der Brust. Ein Bedienter gab Stühle, wir hatten vorher nicht an Stühle gedacht.

„Mein Herr Nachbar, hör ich, Herr Ludolph!" hob er recht artig an. Aber nun ging das Gespräch fort, wie ein Konversazions-Lexikon. Der Teufel weiß, von wie viel tausend Dingen wir in einer Stunde redeten: von der Edda, der

Kunst zu übersetzen, von den hohen Griechen, von der Geologie, von dem Mesmerismus, von der Akustik, von dem Rumfordschen Küchenheerd, von Dresch- und Feuermaschinen, von der innern Geisterwelt, von Swedenborg und Bayle, von Sanskritt, und so weiter.

Er sprach über alle diese Dinge sogut, wie eine Enzyklopädie. Er lobte Bayle als einen feinen Kopf, als einen Mann, dem die Wahrheit über alles gegangen, und den Geisterseher eben so sehr. Er stutzte wohl, wenn ich aus Ungeduld etwas Seltsames behauptete — so sagte ich: „Bayle sey ein größeres Sonntagskind und Geisterseher gewesen, als alle Geisterseher zusammen genommen. Er achtete nur die Geisterwelt nicht, die ihm ein Kapuziner bot. Er sah den Geist der Wahrheit, und die ewige Welt der Tugend.“ Mein Bruder stutzte wohl, aber lächelnd fuhr er dann fort zu reden.

Er bat mich dann zu Tisch. Ich sagte zu. Am Tisch fragte er mich leise, ob ich

französisch redete. „Ich rede gern in Gegenwart meiner Domestiken eine fremde Sprache, damit sie nichts über ihre Herrschaft zu plaudern haben.“

Ich lächelte. Er fragte, ob ich etwas dagegen hätte. Ich sagte ihm lächelnd: „Wenn ich auf Jemanden zürne, so würde ich gern eine fremde Sprache reden; denn da weiß ich, ich würde nicht leicht über die Gränze des Anstandes mit dem Zorn hinausrennen.“

„Wie so?“ fragte er.

„Man denkt,“ sagt ich — „man fühlt nur in seiner Muttersprache, und man übersetzt daraus in jede fremde; und auf diesem Wege muß zum Mindesten die Hälfte des Geistes und des Herzens verloren gehen. Deshalb ist auch das Gespräch in einer fremden Sprache so flach, weil weder Herz noch Geist die großen Flügel frei bewegen können. Lesen Sie von dem größten Gelehrten ein lateinisches Buch: Sie werden fühlen, wie arm die Sprache in dem Buche scheint, wie oft dieselben und immer wieder dieselben Formen kom-

men.

men. Deshalb fällt jeder Mensch im Zorn, in der Liebe, in jeder Leidenschaft wieder in seine Muttersprache zurück; die fremde erkältete sein Gefühl. Ich habe in Paris Deutsche, die zwanzig Jahre da gelebt hatten, im Zank wieder deutsch zanken und fluchen hören. Denken Sie je französisch, Herr Präsident?"

„Würdest Du je französisch beten können, lieber Präsident?"

Er bückte sich: „hier muß ich schon aus Höflichkeit nachgeben." Aber am Tische redete er dennoch französisch, und in der That recht geläufig. Er warf auch ein paarmal mit englischen Worten dazwischen; aber das gab sich wieder, da er hörte, ich wäre einige Jahre in London gewesen.

Ob er gleich viel wußte und gut redete, so blieb doch eine erstarrende Kälte zwischen uns allen, der seine Freundlichkeit nicht abhelfen konnte; denn jedes, was er that oder thun ließ, war auf einen Effekt berechnet. Die Höflichkeit, womit er seine Frau anredete, hatte die Wirkung eines Verweises.

„Ach wenn es nur das allein ist," sagte ich, da ich im Wagen saß — „aber das erblaßte Gesicht seiner Frau und das Gespräch seiner Tochter klagen über mehr als Eitelkeit!"

Nach drei Tagen kam sein Gegenbesuch. Er hätte gewünscht, Ranters-hof selbst zu kaufen, sagte er mir, oder vielmehr den Theil des Gutes, der in seine Grenze hineinträte; auch wäre er mit dem Kaufe ziemlich weit gewesen; da wäre ich dazwischen getreten. „Aber Ihre Nachbarschaft, denk' ich, wird mir die Vereitelung meines Wunsches ersetzen."

„Oder die Erfüllung Ihres Wunsches beschleunigen. Mir liegt an dem Theil des Gutes, den Sie meinen, gar nicht viel. Wenn Sie also kaufen können, so helfe ich dazu."

Er erröthete vor Freuden bei diesen Worten. Doch zuckte er die Achseln; denn das Geld, das er zu diesem Behufe hatte aufnehmen wollen, habe ein Anderer, und bei diesen geldarmen Zeiten, wo eine doppelte Sicherheit sogar unsicher ist!

bens Honig hervor, und die Hoffnung gar bekränzt das dunkle Schicksal mit himmlischen und unverwelklichen Freudenkränzen.

Und wäre Rosalie nicht verschwunden: o welche Minuten könnte ich haben, unter diesen Menschen, mich selbst mit hinein gerechnet! welche! bei meinem wilden, frohen Gustav, bei Luisen, und ihrer edlen Mutter! Und wir alle Vier sind gar nicht glücklich. Wir haben alle Einen Wunsch, der hinter einer dicken Gewitterwolke ruht.

Mein Herr Bruder ist fort, um sein Geschäft des Arrondirens in Ordnung zu bringen, und während des ist für uns ein Frühling aufgegangen, von dem er sich nichts träumen läßt.

Ich kam wieder, und er war fort. Ich war mit Mutter und Tochter allein. Er hatte beide gebeten, mich so höflich als möglich zu behandeln. Sie thaten mehr: sie behandelten mich als den vertrauten Freund ihres Lebens, als eine schöne Hoffnung.

Luise fragte mich, welche Zaubergesänge ich wüßte, mich der Herzen der Menschen zu bemächtigen. Denn ihr Vater habe nie von einem Menschen mit dieser Wärme geredet, als von mir. Ich mochte der Tochter nicht sagen, daß der Klang des Goldes mein Zaubergesang gewesen. „Und ich, und meine Mutter," setzte sie hinzu, meine Hand ergreifend — „hoffen in Ihnen den Freund!" Sie sagte das bedeutend.

Sogleich den ersten Tag kamen in unserem Gespräch Anspielungen von Mutter und Tochter auf das Herz der Tochter vor, und in einem Besuche, den Sie mir machten, öffneten sich die beiden Herzen, die Einen Wunsch hatten, aber nicht Einen Entschluß.

Sie redeten über die tausend vergeblichen Hoffnungen des Lebens, die Mutter mit frommer Geduld, Luise mit keckem, jugendlichem Muth. „Das junge Herz," sagte ich lächelnd — „nimmt zum Leben die ganze Himmelskarte; selbst die Nebelflecke Herrschels sind leuchtende, neue

Sonnen, die nur wie ein Besatz das junge Leben bekränzen. Jeder Jüngling, jedes Mädchen will in einem Pantheon wohnen, in dessen Mitte das ewige Feuer der Liebe brennt, und in dessen Nischen nichts als Göttergestalten stehen. Weiterhin ist man schon froh, wenn aus dem Pantheon eine helle Hütte wird, in der es dem kleinen Hausgotte des Friedens nicht an einem kleinen Lämpchen gebricht. In tausenden pfeift der Sturm durch die zerrissenen Wände, und verlöscht das ewige Feuer der Liebe, und das Lämpchen des Friedens dazu, und läßt nichts übrig, als die Furien-Fackel des Hasses."

„Aber," fragte Luise hell — „darf ich darum das Pantheon nicht wünschen, nicht suchen, ob es zu finden ist; und seh ich den schimmernden Bau des Tempels: soll ich mich dann einsperren lassen in die dunkle Höhle, wo nichts als das blutrothe Feuer der Furie leuchtet?"

„Das wollt' ich nicht sagen, meine junge Nachbarin! Ich rede von der so leichten Täuschung des jungen Herzens."

„Mag seyn; aber jede Täuschung setzt eine Wahrheit voraus, die ich nur verfehlt habe, und das meine ich.“

„Und wäre der Wunsch des jungen Herzens selbst eine Täuschung?“ fragte die Mutter, aber muthlos.

Die Tochter lächelte, „so wäre der Betrug schöner als die Wahrheit, so hätte die jugendliche Thorheit ein schöneres, ein heiligeres Leben erfunden, als die ewige Weisheit. Soll denn die Ehe nichts seyn, als wofür unsere Nachbaren jenseits des Rheins sie halten, als ein Kauf, und die Liebe nichts als —“ sie erröthete — „eine Lust? Sind die Tugenden, die man Romanen-Thorheit nennt, nichts als das, und ist das Leben nichts als ein Reißen nach Gold, um schwelgen, und nach Macht, um unterdrücken zu können: so verachte ich das Leben, und den bösen Geist, der es hervorgebracht hat. Ich zum mindesten“ — fuhr sie fort, und Thränen tropften dabei heiß aus ihren Augen — „kann dem Leben auch nicht Eine Tugend erlassen, nicht die erhabenste,

nicht die göttlichste, weil sie selten im Leben, und oft in einem Romane geübt wird."

„Das scheint auf einen einzelnen Fall zu gehen," sagte ich — „und so muß ich schweigen."

„Ja!" sagte Luise muthig, und sah ihre Mutter an. Sie erzählte mir ihre Begebenheit mit Gustav, wieder mit einer so guten Laune, die an's Komische gränzte. Sie sagte nicht geradezu, daß sie den jungen Menschen liebte; aber ich fiel ein: „Nun denn? und welchen Bürgen haben Sie, daß Sie das Pantheon gefunden haben? Und hätten Sie's: ist denn, wenn Liebe eine Tugend ist, ist denn nicht die Achtung der Verhältnisse auch eine Tugend, und eine bessere, weil sie von Ihnen Entsagung fordert?"

„Ich habe entsagt, mein Herr Nachbar!" sagte sie ruhig. „Meine Mutter ist Zeuge, ich habe entsagt, obwohl mein Herz den Bürgen für die Herrlichkeit des gefundenen Pantheons macht."

„Welcher Jüngling scheint nicht ein Heros dem Mädchen! Die Aloe schießt in der Blüthenzeit eine zwanzig Fuß hohe Blüthe, die prächtigste von allen; und ist die Blüthenzeit vorüber, so bleibt die stachliche Pflanze mit dickhäutigen Blättern zurück. Die Apfelblüthenknospe prangt in der Farbe der Liebe in Roth; ist sie aufgebrochen, so ist die Farbe erblaßt."

„Sie thun," sagte die Mutter — „dem jungen Menschen, von dem hier die Rede ist, (denn genannt war Gustav nicht) Unrecht. Luise hat Aufsätze von ihm, die zu schön, zu wahr, zu einfach sind für eine gemeine Seele."

„Und wenn nun ein solcher Aufsatz nichts wäre, als die schöne Blüthe der Aloe? Aber ich meinte, Luise, Sie hätten entsagt? Aufsätze von einem jungen Manne haben, die so schön sind, heißt nicht entsagen."

„Eben dann heißts entsagen, antwortete Luise. — „Des jungen Menschen hohe Gestalt, das tiefe Gefühl in dem unschuldigen Auge, und seine freimüthige, kecke

Heiterkeit hatten mir gefallen. Er hatte eine Flamme in meine Phantasie geworfen; aber mein Herz blieb ruhig — Meine Mutter kann mir's zeugen — blieb ruhig, mein Herr Nachbar, da ich erfuhr, daß der junge Herr hier umher schweifte, um das Mädchen wieder zu sehen, mit dem er so gleich zu denken glaubte."

„Er spielte Ihnen seine Aufsätze in die Hände?"

„Dann waren sie weniger als die Blüthe der häßlichen Aloe. Nein, Herr Nachbar, diese Aufsätze kamen in meine Hände, ohne daß der junge Herr glaubte, ein menschliches Auge hätte sie gesehen."

Die Mutter, besorgt für ihre Tochter, erzählte, wie die Papiere in Luisens Hände gekommen waren. In der That, Luise und Gustav waren unschuldig.

„Lesen Sie!" fuhr Luise fort, und zog aus ihrem Arbeitskorbe ein paar Papiere hervor. Potz, Oppen, wie kann ein junges Herz dagegen gleichgültig bleiben! Diese Aufsätze scheinen in ein Tagebuch zu gehören, in dem aber wahrschein-

lich weder Jahr noch Tag steht. Sie waren mit der Liebe brennendem Pfeil geschrieben, ach, und bald an seinen Vater, bald an Rosalien gerichtet, bald wieder an den erhabenen, reinen Geist der Tugend, des Friedens, der seine väterliche Hütte umschwebte, und seine Familie begeisterte.

Ich mußte abwärts treten mit den Papieren; denn mein Herz wurde gewaltsam ergriffen.

Auch von Luisen redete der Aufsatz, den Namen nennte er nicht, nicht einmal, daß es ein Mädchen war, die sein Herz so füllte. Sie war die Isisstatüe seiner ersten Liebe, deren Schleier kein Sterblicher berühren darf, selbst nicht der Priester, der im verschlossenen Heiligthum allein opfert.

Aber daß Luise es war, der er unter der Gestalt eines körperlosen Geistes ewige Liebe schwor, war zu sehen aus einzelnen Gleichnissen, die alle von der Fahrt über den Wolken, über der Erde, über dem Leben hergenommen waren. Der Luft-

ballon spielte eine zu große Rolle in dem Aufsatze.

Ich war nicht alt genug, um dem Mädchen mit einem Lächeln den Aufsatz zurück zu geben, und nicht jung genug, um gegen den Vater ein Komplott mit der Tochter zu machen, und gegen diesen Vater! Ich gab also den Aufsatz, ohne ein Wort dazu zu sagen, zurück. „Sie sagen nichts?" sagte Luise.

„Wenn Sie entsagten, Fräulein, wer hat denn noch das Recht, etwas zu sagen?"

„Ich hoffte auf eine Stimme, die sagen sollte: Entsagen sey Unrecht."

„O die werden Sie finden, liebste Luise, wenn Sie viel fragen. Sie haben sich selbst gefragt, und das ist genug."

Hier stand sie auf, und trat an meinen Flügel, und spielte den Triumphgesang aus dem Titus, und unter den triumphirenden Tönen des schönern Siegs rollten ihr die Thränen über die Wangen. Sie verlief sich dann nach einem grellen Uebergange von seltsamen Akkorden in

einen gemeinen Scheerenschleifer; aber dem armen gequälten Herzen wurde die Satyre zu schneidend. Sie brach ab, ohne zu enden, und warf sich ihrer Mutter an den Busen.

„O es ist zu viel, Mutter!“ rief sie auf einmal — mitten aus den himmlischen Harmonien weggerissen, und in den Taumel eines gemeinen Walzers hingeschleudert — „Es ist zu viel!“

Ihr Wagen kam eben, und sie mußten fort. Ich werde ja erfahren, was das heißen soll. Noch haben sie nicht darüber geredet. Aber das Mädchen hat neben einem tiefen Gefühl so viel Entschlossenheit; und hilft die ihr nicht, so viel ächte gute Laune, daß ich bei weitem nicht so vor ihrem Geschick zittre, als vor dem Geschick Gustav's, der aus Trotz und Uebermuth der Stärke die Natter des Unglücks ins Feinste-Gewebe seiner Seele den gifterfüllten Zahn einsetzen läßt, und lächelnd sagt, und sterbend sagen würde: „es schmerzt nicht!“

Und dazu verschließt sich sein Herz. Er redet nicht von Luisen, er frägt nicht nach ihr; wenn ich bei ihm bin, ob er gleich weiß, daß ich in dem Hause als Freund aus- und eingehe. Und ich, mit meinen fünf und dreißig Jahren, ich kann mich doch nicht dahin stellen und sagen: „Sie liebt Dich!“

Ich hatte meinen Plan gemacht, ihm zu sagen: „Du bist ein Narr, Gustav! Dein Bild ist aus des Mädchens Herzen, wenn's ja da war, weg.“ Aber ich kann's dem trüben Auge, dem wunden Herzen, worin die Hoffnungslosigkeit mit dem Natterzahn arbeitet, nicht sagen; ob's vielleicht wohl das Beste wäre — denn mein Bruder —

— — —

Ich hab's ihm gesagt; ach, an dem Erblassen seiner Wange, an dem trüben Auge, das sich trostloser und erloschener an den Boden heftete, an der Ruhe, die er mir zeigen wollte, und nicht konnte, sah ich doch, daß in seinem Herzen, in

irgend einem verborgenen Winkel, wohin sein Auge nicht reichte — und der Henker, Oppen! sind nicht in jedem Herzen solche Spitzbuben-Winkel, wohin sich die verwünschten Leidenschaften, die tollsten Wünsche, die ungerechtesten Hoffnungen verbergen, und fortfahren, die Tugend und jeden guten Entschluß zu unterminiren? Ach, im Sonnenschein des Glücks sind wir alle muthig und ehrlich; aber in der Nacht des Unglücks kommt die Feigkeit, die dumme Unentschlossenheit hervor, aus diesen dunkeln Gründen des Herzens, wohin kein Auge gereicht hat! — Genug, ich sah, er hatte noch immer Hoffnungen gehabt. Er fiel an meine Brust, da ich ihm sein Todesurtheil vorgelesen hatte, und lächelte wehmüthig.

Das, das, lieber Oppen, daß sie ein Fräulein ist, und er eines armen Pfarrers Sohn, und daß im Sonnenschein der Liebe der Adelstolz sich auch in so eine unsichtbare Spitzbuben-Herberge verkriecht, und dann zur unrechten Zeit wie ein gewappneter Mann mit Schwerdt und

Dolch

Dolch siegend hervorbricht, das mocht ich nicht einmal denken, obgleich mein Vater — doch das soll schlafen, das soll! Adieu!

Kleemann an Oppen.

Rantershof.

Halloh! halloh! Oppen! Halloh! Unsre entführte Rosalie ist aufgefunden. Gott Lob, wie dem auch seyn mag! Ich will an nichts anders denken, mit Gottes Hülfe! als daß sie wieder da ist! Wieder da? das nun nicht. Aber meine Pferde werden angespannt. Und indeß, obgleich mir die Hände vor Freuden fliegen, daß ich Buchstaben mache, als sollten sie auf einen Leichenstein — Wie komme ich denn auf den Leichenstein? Ach! ach! Oppen!

Der Frühling da steht;
Die Hand umgedreht,
Der Wind hat's verweht,
Wie es kommt, so es geht!

Kennst Du das alte Leyerlied aus unsern Schuljahren noch? Ja! ja! Wie es kommt, so es geht!

Ich sitze da in tiefen Gedanken an Rosalien, an Gustav, Luisen, an mein vergangenes schweres Geschick. Da pocht's an die Thür. „Herein!" ruf ich mürrisch. Tritt herein ein junger Mann, thut auf seine Lippen, und sagt in einem Tone so scharf, daß er ihn nur auf fürstlichen Teppichen gelernt haben kann: „Ich bin angewiesen, einen Brief an Sie abzugeben, wenn Sie anders der Herr Ludolph sind —" Ich sehe auf den Brief, den er mir darreicht, und erkenne Rosaliens Hand.

„Rosalie!" ruf ich — „Gott! Rosalie! Haben Sie den Brief von ihr? oder auf welche Weise? Woher haben Sie den Brief?" Sieh, so jagte sich Frage auf Frage. Und endlich frage ich barsch — denn mir fiel ein, daß der gar Herr Flint seyn könnte, obgleich er nicht die kleinste Aehnlichkeit mit ihm hatte, oder mir fiel ein, „daß ich hatte den Herrn

Flint wollen beim Kopf nehmen lassen — Ich frage also barsch: „Wie ist Ihr Name?“

„Mein Name thut nichts zur Sache,“ antwortet mein Mann mit den Ton einer scharfen Flöte.

„Alle Teufel, Herr!“ rief ich dagegen — „das thut wohl zur Sache. Nichts ärgert mich mehr, als wenn ein Mensch seinen Namen nicht sagen will. Er kann den ersten den besten nennen, Mauseohr, oder Mausebein, oder Ludolph, wie ich. Aber gar keinen Namen, und hier nun gar —“ denn ich dachte, er wollte mir wieder entwischen.

„Nein, Herr N. N.,“ sagte ich. Aber mein Mann fing mich mit einer so hochmüthigen Miene an zu messen, daß mir das Uebrige in der Kehle stecken blieb. Ich sah ihn nun erst an. Er trug einen Pelz, darunter, wie mir es schien, eine Uniform. Ich sah etwas glänzen auf der Brust, was sogar ein Orden seyn konnte. Ich begriff mich wohl; aber meine Ahnung hatte doch nicht Unrecht gehabt: das wirst

Du sehen. Er zog seine Uhr, und sagte: „Ich habe nur Minuten Zeit, mein Herr, ich muß Sie bitten, mein Herr, Ihre Worte abzuwägen, damit das schönste und das unschuldigste Mädchen aus Händen von Menschen gerettet werde, die ich für Betrüger halte: ein Herr Flint! eine Frau von Lörrach!"

Das kam nun ganz anders; und ich fiel dem Mann jetzt um den Hals, rief nach Wein, nach Essen.

„O Himmel, mein Herr Ludolph!" hob er trocken an — „Ich muß Ihnen die Rettung dieses edeln vortrefflichen Mädchens überlassen, wenn sie wirklich in Gefahr ist."

„In Gefahr, in der höchsten!" rief ich. „Dieser Flint, ein Spitzbube von —" Hier erbrach ich Rosaliens Brief. Sie bat mich, ihr von ihrem Bruder und Julien Nachricht zu geben, sprach von ihres Vaters Tode, und pries sich glücklich, in der Gesellschaft der Frau von Lörrach zu seyn. „Der Ueberbringer dieses Briefes, lieber Oheim,"

schrieb sie weiter — „ist der alleredelste Mann, den die Erde trägt. Er rettete durch seine Entschlossenheit uns Allen das Leben. Ich hoffe, das wird ihm bei Ihnen einen Werth geben, daß er Rosalien das Leben rettete."

Hier fuhr ich wieder mit ausgebreiteten Armen auf den Fremden los, und drückte ihn an meine Brust. Es ließ sich ganz ruhig umarmen, als probirte ich an ihm eine Theater-Umarmung. Aber nun kam in dem Briefe eine Stelle über die andere, die ihn in den Himmel und noch höher erhob, in den Rang der alten acht ägyptischen Götter. Das machte denn meine Freude gelassener, und ich sah ihn wieder an, und fand, daß der Retter ihres Lebens ein Mann war, nicht hübsch, aber mit einem Gesicht voll Interesse, voll Geist, voll Feinheit.

Ich stieß einen Seufzer hervor, und sagte: „Rosalie ahnet nicht, in welchen Händen sie ist."

„Sie wissen, in welchen?" fragte er.

„In den listigen Klauen des Teufels selbst, der zu allem Unglück Geld hat, den Schein der Ehrlichkeit, eine beschwatzende Zunge und Jugend. O, es ist an einem schon genug, diese Unschuld zu verführen!“

„Verführen nicht.“ sagte mein Fremder ruhig. „Die Unschuld, die ächte, ist schwer der Beute des Bösewichts, der sich zuletzt selbst verräth. Ich konnte sie nicht einmal warnen.“

„Sie nicht? O warum nicht, mein Herr? O warum nicht?“

„Ich hätte sie retten müssen, und ich hatte keine Zeit.“

„O mein Gott! keine Zeit, einen Menschen zu retten, ein Mädchen, das Sie eben das alleredelste Mädchen nannten?“

„Mein Herr, Sie zwingen mich; an einer Minute mehr oder weniger hing das Glück eines ganzen Landes.“

„O, sie war mehr als ein ganzes Land!“

„Das fühlt mein Herz mit Ihnen, und vielleicht mehr als Sie. Aber ich war

im Dienst, und in dem höchsten, Menschen zu retten. Retten Sie das Mädchen! Ich muß weiter. Die Pflicht drängt mich. Sie sind in Travemünde, um nach Koppenhagen zu gehen, vermuthe ich nur. Ein Sturm trieb das Schiff ab, wir kamen nach Travemünde zurück, und der Frost seitdem wird die Abfahrt verhindert haben."

„Und Rosalie war glücklich?"

„Ruhig, ohne allen Verdacht. Da ich Verdacht faßte, war es zu spät, sie zu retten, ja sie nur zu warnen. Ich konnte dem edeln Mädchen nichts zurücklassen, als meine Wünsche, meine Bewunderung — meine — —"

Er legte bei dem Worte: „meine —" die Hand auf die Brust: war's nicht eben so viel, als hätte er gesagt, meine Liebe! und hätte dazu geschworen?

„O," rief ich —" Sie hätten sie retten sollen, und hätte ich auch Rosaliens Liebe dadurch verloren!"

Er betrachtete mich bei diesen Worten ernst, sehr ernst, aber nicht mit Hoch-

muth. Er reichte mir die Hand, und sagte bewegt: „So ist es besser, wenn Sie das Mädchen retten."

„Ach," sagte ich — „wie wenig ist das, Sie retteten ihr das Leben!"

„Das that der Zufall, Herr Ludolph! Aber dieser Streit ist so schön, daß ich wünschte, ich könnte ihn länger fortsetzen. Aber ich muß fort. Hier ist eine Karte nach Lübeck. Geben Sie sie ab, und Sie werden dort alle Unterstützung finden." Er schrieb ein paar Worte, die ich nicht verstand. Wir gingen mit einander die Treppe hinab. „Mir war," sagte er, mich wieder mit einem durchbohrenden Blick betrachtend — „mir war es nicht bestimmt, sie zu retten, für deren Rettung ich dem Geschick meine schönste Hoffnung gegeben hätte. O mein Herr! mein Herr!" Er schwang sich aufs Pferd.

Meines stand da; ich wollte nach Groß-Dreben. Ich stieg auf mit den Worten: „Ich begleite Sie eine Meile oder so! Sie müssen mir noch sagen, wie Sie ihr Leben retteten."

„Sie kommen nicht mit mir fort," sagte er, mir die Hand reichend. „Ich habe Eile."

Ich sah seine Postkracke an und meinen Engländer. Aber er hatte Recht. Ich kann doch reiten; aber dahin flog er, als säße er auf Doctor Fausts Mantel, und — ich muß fort, lieber Oppen! Unterwegs mehr.

— — —

Unterwegs.

Während die Pferde fressen, will ich vollenden. Mein Weg führt über Seedorf. Ich muß auf allen Fall von dem Vater eine Vollmacht haben, dem Mördergesindel das Mädchen im Nothfall mit Gewalt zu entreißen.

Ich wollte das überlegen, wie ich dem Vater es am sanftesten anbringen könnte, daß seine Tochter in den Händen eines Verführers ist; denn er hat von Zeit zu Zeit noch immer von der Hand seiner Tochter freilich die seltsame Versicherung erhalten, daß sie glücklich ist, aber ohne ihres

Namens Unterschrift. Und so hatte er noch immer Hoffnung. Das wollte ich überlegen. Aber statt des zog ich Rosaliens Brief hervor, und las mit sehr bedenklichem Gesichte alle das Lob, das sie dem Fremden gab, und dann schwebte der Fremde mit dieser vornehmen stolzen Gestalt wieder vor meinen Augen. Ich maß ihn Zoll vor Zoll. Ich hielt den Farbenmesser an seine blauen Augen, die nicht von Gustavs wildem, dunkeln Feuer strahlten, aber die aussahen, als richteten sie ruhig über das Geschick einer Welt. Er stand aufrecht wie ein Fürst; aber es war eine gefällige Stellung, die den Stolz seiner Seele nicht zeigte, sondern verbarg. Er richtete sich nur einmal empor, da ich ihn Herr N. N. nannte; aber da war's, als führten seine Augen Zeus Blitze. Und nun Rosaliens Lob über ihn! Jede Sylbe von ihm ist, wie es mir scheint, mit einem warmen Errôthen geschrieben — Und beim Teufel, jetzt da ich recht hinsehe, das ist keine Täuschung — hat sie alles, was ihn betrifft, mit einer schönern Hand-

schrift geschrieben, wie mit Schwabacherschrift.

„Der theure Retter meines Lebens!" Was kann ich armer Teufel dagegen schreiben?

„Dieser edle Mann, dem die Natur, wie Sie sagten, das Siegel der Vollkommenheit auf die Stirn gedrückt hat!"

Und was steht auf meiner Stirn? höchstens ein Zeugniß, daß ich eine ehrliche Seele bin. Weiter nichts. Das Siegel der Vollkommenheit? Nun so hochmüthig mag er nicht gegen sie gewesen seyn, wie gegen mich.

„Mir das Leben gerettet." Da stehts mit Buchstaben groß wie über einer Triumphpforte. Dagegen ist nichts zu sagen, und ich bin darum, Oppen, obwohl in dieser Brust ein Muth für sie schlägt, der sie aus der Nacht des Todes zurück holte. O ich wollte, Du hättest ihn dazu gesehen, diesen Herrn N. N! Doch Deine Frau hat ihn gesehen. Denn dort hat er meinen Wohnort erfahren.

He! Oppen! Sie muß doch Gutes von mir geredet haben; denn wie hätte er wollen auf den Einfall kommen, mir ihre Rettung anzuvertrauen. Ich gäbe, wer weiß wie viel darum, könnte ich ihn nur noch eine halbe Stunde sprechen!

Da die Pferde! Der Postillon bläst. Ich muß fort. Ja, das Siegel der Vollkommenheit! Ja, Oppen ich kann es nicht läugnen: Gott helfe weiter! Adieu!

Kleemann an Oppen.

Walsrode.

Die Pest hole alle Haiden! Der Frost ist aufgegangen, und nun stecke ich hier in unergründlichen Wegen, und die Leute hier, die auf der Elbe ihr Brodt verdienen, im Sommer, versichern mich alle und treiben meine Angst aufs Höchste, daß bei diesem Winter eine Fahrt nach Koppenhagen wohl möglich sey. Und

komme ich nun endlich an, so frierts wieder, und ich stehe dann am Strande, und sehe über die Eisbänke, die mich zurück halten, nach Rosalien, die ohnehin nur an den Retter ihres Lebens denkt.

Aber doch, ich setze mein Leben so gut daran, wie Herr N. N. Und dazu ist mein Herz gebrochen, von dem armen Vater, der, Gott mag wissen, wo der Mann steckt!

Ich kam nach Seedorf. Auf meinem Gesichte stand die ganze Trauergeschichte mit Schwabacher Schrift, wie in Rosaliens Briefe ihres Retters Ehrentitel; denn der Alte kam mir mit dem Ausrufe entgegen: „Gott! Rosalie! wo ist sie!"

Sieh, da ließ ein Todesengel sein Schwerdt in mein Herz fallen. „Ich will sie retten," sagte ich schmerzlich. „Seyn Sie nur ruhig, lieber Pastor!"

„Ich ruhig?" sagte er, mich starr betrachtend. „Reden Sie!"

Ich fing an zu erzählen, wollte hier weglassen, dort etwas hinzusetzen. Aber

das Lügen will mir nun einmal nicht von der Hand, obgleich bei diesem Lügen der Teufel nichts zu lachen hatte. Ich mußte reinen Wein einschenken. Da richtete der Mann sich empor. Er legte die Hand auf den Scheitel, in einer Stellung, die wahrlich tragisch war. So stand er eine Zeitlang, das starre Auge nach allen Seiten richtend, als suchte er einen Ausweg. Dann ging er in seine Kammer. Er kam mit Hut und Stock zurück. Er nahm mich allein. „Dieser Flint," sagte er, — „jezt seh ich erst alles! Ich mußte todt seyn, ihr Bruder verschwunden. Ich bin nicht todt, Betrüger, verfluchter Verführer! Ein Mann, der Vater steht voll Leben vor Deiner Räuberhöhle! Verbirg Dich, wohin Du willst, diesem Arme entgehst Du nicht. Nein, Du entkommst um keinen andern Preis, als wenn Du dem Vater in einem Hohlwege auflauerst, und sein Mörder wirst!"

Ich stutzte; denn Oppen, die Augen des Mannes flammten, wie Blitze. „Hülflos" fuhr er fort — „hülflos

glaubtest Du das Mädchen, Bösewicht? Zittre, zittre! denn ihr Vater lebt, und hast Du ihn ermordet, — so lebt ihr Bruder. O Gustav! Gustav! Hör es Himmel! Hör es Erde! Wie der unversöhnliche Geist der Rache verfolge ich Dich, Du lächelnder Satan, bis Du blutend vor mir, vor dem beleidigten Mädchen am Boden liegst!"

Ich fiel in seine Arme. „Was wollen Sie, armer, schwacher Alter!" sagt' ich. „Ueberlassen Sie mir —"

„Was wollen Sie, armer, schwacher Mann? was Sie? Hier steht der Vater, er hat den Vater, er hat die Schande der Tochter, er hat die, o die überschwengliche Beleidigung des Mannes zu rächen, und den Uebermuth des Bösewichts, der hohnlachend, mich verachtend, unter mein Dach trat, vor die Augen des Vaters trat. O Himmel! Himmel! verzeihe Du ihm, wenn er dieser Hand entgeht! Hier, nehmen Sie, mein Freund!" Er gab mir ein Etuis, mit zwei sehr reichen Ringen.

„Geben Sie mir Geld," fuhr er dann fort — „und sorgen Sie für meine Julie. Ich will jetzt Rosalien nach!"

„Geld, so viel Sie wollen; aber —" ich reichte ihm das Etuis zurück.

„So gehe ich ohne Geld," sagte er, die flammenden Blicke auf mich heftend. Ich nahm das Etuis, und gab ihm Wechsel auf Lübeck, und Geld. Er steckte es ein!

„Wir gehen ja mit einander, liebster, beleidigter Vater."

„Sie bringen meine Julie in Sicherheit," sagte er befehlend — „und gebe ich keine Nachricht nach Steinfurth in sechs Monaten: so erzählen Sie meinem Sohn die Begebenheit, und ich lasse ihm befehlen, er soll die Ehre seines Namens und seiner Schwester an dem Verführer blutig rächen. Blutig! Er soll nicht verzeihn! Und liebte seine Schwester den Verführer, und böte er ihr seine Hand: so — nein! nein! Sie liebt ihn nicht, Gustav, und Dein ist die Rache!"

„O

„O höllischer Bösewicht!“ hob er dann wieder klagend an — „ist denn die Unschuld, die sich in die Einsamkeit verbirgt, ist diese dürftige Einsamkeit keine Freistätte für Euere Verbrechen, ihr Unmenschen! O meine Rosalie, die Liebe, eine glückliche Verborgenheit war das einzige Gut, das ich Dirs zurückgelassen hatte, Dir und mir, und dennoch — dennoch! —“

So klagte, so zürnte eins ums andere; der beleidigte Vater. Er war ein ganz anderer Mann geworden, ein Mann, ein Held! Ich sah ihn verwundert an, Julie auch so.

Er schrieb ein paar Worte an das Konsistorium, worin er abdankte; dann gab er Julien ein versiegeltes Papier, es mir zu übergeben, wenn er nicht anders darüber bestimmte. Mir gab er den Befehl, es nur in dem äußersten Nothfalle seiner Familie zu erbrechen. Dann drückte er seine Tochter an seine Brust, empfahl ihr, über ihren guten Ruf zu wachen, und dann wollte er gehen.

Er legte die Hand über die Augen, und mit bebenden Tönen sagte er jetzt: „O muß ich dich verlassen, dich, die Ruhestatt eines unglücklichen Herzens! Hier fand ich die Freude des Lebens, hier war ich glücklich, in den treuen Armen der schönsten Liebe, dann — dann — in den Armen unschuldiger Kinder! O weh!“

Er riß sich aus dem Hause, an das Grab seiner Frau, und dann ging er den Weg nach Osten.

Er hatte uns verboten, ihn zu begleiten. „Was ist das, Julie?“ fragte ich erstaunt. Sie zeigte auf das Papier, das ihr der Vater gegeben hatte, mit Thränen in den Augen. Dann sagte sie leise: „Das enthält meines Vaters Schicksale, und wer weiß, welch eine dunkle Zukunft für seine Kinder!“

Es war nichts anders zu thun. Julie fuhr mit mir. Sie hatte noch ein Etuis von ihrem Vater erhalten, mit dem Befehl, es nur im Nothfall zu verkaufen. Sie wollte es öffnen, und sie zitterte, es zu öffnen.

„Warum denn, Julie?“ fragte ich.

„Ach, liebster Oheim!“ sagte sie ängstlich — „seit dem Abschiede meines Vaters — denn wie war er? was sagte er? haben Sie darauf gemerkt? Ich fürchte, wenn ich es öffne, ein finsteres Geheimniß wird mir entgegen starren, wie das Gorgonenhaupt.“

„Und warum nicht auch vielleicht ein schönes Geheimniß?“

„Was mein Vater so lange verbarg? Was ach! so manchen Seufzer aus seiner Brust hervorriß? Nein! Aber,“ setzte sie dann nach einem langen Schweigen hinzu — „mein Vater hatte wieder Recht: die Ungewißheit ist das größte Unglück von Allen, und so —“ sie riß das Etuis hastig auf, und fand nichts, als ein weibliches Gemählde an einer sehr kostbaren Perlenschnur hängen. Das Gemählde selbst war in große Brillanten gefaßt, und stellte eine junge Frau vor, deren Aehnlichkeit mit Rosalien uns beiden beim ersten Blick auffiel.

„Rosaliens Mutter?“ fragte ich.

„Nein!“ antwortete Julie. „Aber wer sie auch ist!“ Sie küßte das Bild, sie drückte es an ihr Herz. Dann verschloß sie es wieder. „Mich dünkt,“ sagte sie, mich ansehend — „das alles darf Niemand sehen.“ Sie wickelte es in ein Tuch, und bat mich, es zu bewahren.

„Und wohin bringe ich Sie, Julie?“ fragte ich dann.

„Wohin mein Vater mich gebracht haben würde, lieber Oheim! In eine tiefe Einsamkeit.“

Ja, das war ihres Vaters Wunsch, und so bracht' ich sie nach Thorwenden zu der Frau von Wolf, meines Bruders Stiefschwester. Ich erfuhr im Erzählen von meiner Nichte Luisen ihren Aufenthalt. Luise begleitete die paar Worte von ihrer Tante mit ein paar Seufzern, die mir sogleich nichts Gutes prophezeihten. Sie hatte gegen den Willen ihres Bruders geheirathet, einen jungen Mann, der ihr nichts zubrachte, als eine Brust voll Liebe, und ein kleines Gütchen, von dem sie kaum leben konnte.

Ich fuhr zu ihr unter dem Vorwande, in ihrer Nähe mich anzukaufen. O wie mich es rührte! In ihrem Zimmer hing ein Gemählde meines Vaters, von dem sie, wie ich darnach fragte, mit einer großen Zärtlichkeit redete.

Sie sprach von ihrem Stiefbruder, ohne Haß, ohne Seufzer. Sie war, wie mir es schien, glücklich, obgleich sie arm und Wittwe war. Sie schien mit der Welt nur noch durch einen Sohn zusammen zu hängen, der aber entfernt von ihr in einer Garnison als Leutenant lebte.

Ich gewann das Zutrauen der braven Frau so sehr, daß ich es wagen konnte, Julien zu ihr zu bringen. Wir wurden bald über Juliens Kostgeld eins. Sie gefiel Julien, Julie ihr. Alles war eingerichtet, und so fuhr ich denn endlich nach Lübeck zu, und blieb hier in Walsrode in der Haide stecken.

Der Postillon zeigte mir den rothen Abendhimmel, das Zeichen des Frostes. Er weiß nicht, wie ungern ich es sehe. „Denn ist Rosalie von Lübeck ab-

gegangen, so — so — „lebt doch noch ein Gott im Himmel!“ sagte mir eine Frau, deren beide Söhne zu Soldaten weggenommen sind. „Es ist Unrecht!“ setzte sie hinzu — „schwer Unrecht! Sie wissen nicht, die Herren, daß die Kinder der einzige Reichthum des Armen sind. Der Aelteste ist schon geblieben.“

„Und hat Sie sich nicht gemeldet?“ fragte ich.

„Wohl; aber der Arme findet kein Recht vor Menschen. Aber was ich nicht kann, das kann Gott, der noch im Himmel lebt!“ Und in dem Augenblick lag ihr jüngster Sohn, ihr Liebling, an ihrer Brust, mit seinem Abschiede.

O erhabenes Schauspiel einer glücklichen Mutter, nnd eines geretteten Sohnes! Ich erhob ihre Freude; und friert es diese Nacht, wie es scheint, so will ich morgen sagen: „Was ich nicht kann, das kann Gott! „Leb wohl!“

Kleemann an Oppen.

Lübeck.

Hier bin ich mein lieber Oppen, und an den Küsten liegen dicke Eisbänke, und ich kann dennoch nicht, wie die unglückliche Mutter sagen: „Gott lebt noch!“ Aber das Leben kommt mir vor wie das Meer, durch dessen dunkle Wogen nichts sich bewegt, als Raubfische, und der allgemeine Krieg und das allgemeine Verderben.

Ich suchte Rosaliens Vater. Er war hier gewesen, er war nach Travemünde gegangen, um den Räuber seiner Tochter zu verfolgen. Ich flog nach Travemünde. Man schickte mich nach Heiligenhafen. Er hatte es gewagt, in einem Eisbote nach Femern abzugehen, weil dort das Meer noch offen seyn sollte. Aber gewiß wußte es Niemand. Gott gebe, daß es nicht ist; denn eben den Tag, da er abgegangen seyn soll, hat ein fürchterlicher Sturm gewüthet, dem kein Eisbot widerstehen konnte.

Ich stand auf dem Strande, und sah Femern wie eine dunkle Gewitterwolke auf dem Meere ruhen, das wie ein polirter Spiegel vor mir lag, ruhig und still und einsam. Ach, Oppen, ich stand auf der Eisbank ganz allein, der Himmel über mir so hell, so leuchtend, so ruhig, das Meer so glatt, so sanft; die ganze Natur so still, und da fiel mir das tausendfältige Weh aller gebrochenen Herzen ein, das gen Himmel empor steigt, ach! und ihn nicht erreicht!

„Weh! Weh! Rosalie!“ rief ich mitten im täuschenden Schmerze, und von dem Eisberge im Meer rief das Echo wie spottend wieder her: „Rosalie!“ Ach, ich meinte, alle Kräfte der Natur müßten auffahren, und den Namen helfend rufen. Still, todtenstill wurde alles. Das schönste Abendroth legte sich links auf das Meer, und rechts dicht an der schwarzen Wolke, die Femern war, stieg ein Feuer auf, das weit ins Meer her seinen Glanz warf. Es war der Vollmond, der aufging. Er lächelte der Abendröthe zu, der er über

Meer, über Land folgte. „Ach, in wenig Tagen,“ rief ich — „taucht er sich in die schönere Glut der Abendröthe, und sucht nicht mehr, die er liebt! Und ich stehe hier, und zwischen mir und Rosalien stürmt ein Meer, thürmt sich eine Eiswelt, und die Hölle eines Verbrechens. O hätte ich die Flügel der Abendröthe, oder deine, o Mond!“ Aber er stieg lächelnd und still empor, und sah mich nicht, hörte nicht meine Seufzer, nicht alle die tausend Seufzer gebrochner Herzen. Und doch war's, als hätte der ewig stille Gang der Natur in mein Herz einen Tropfen Balsam fallen lassen. Ich kam ruhiger zu Hause.

Ob Rosalie mit ihrem Entführer nach Koppenhagen abgegangen war, oder nicht: auch das blieb im Dunkeln. Ich gab meine Addresse ab von meinem Herrn N. N., und erfuhr nichts, als daß Rosaliens Retter ein reicher, ein sehr edler, junger Mann sey, ein Herr von Gommern, der in wichtigen Aufträgen seines Hofes, nach Wien gegangen war,

Ich fragte die Dame des Hauses, an die ich von ihm addressirt war, wie er Rosalien gerettet hatte.

Sie lächelte, und sagte: „Kaum daß wir wissen, daß er sie gerettet hat. Ich weiß von dem Mädchen nichts weiter, als das gewiß, daß Herr von Sommern sie mit tausend Leben aus jeder Gefahr retten würde. Er konnte nicht aufhören, von dem Mädchen das Höchste zu sagen, was ein Mann sagen kann. Und Sie sollten wissen, Herr Ludolph, wie wenig er sonst von den schönsten Mädchen redet, wie sehr wenig. Ihre Nichte, — dafür hatte ich Rosalien hier ausgegeben — Ihre Nichte hat auf sein Herz einen, gaube ich, unauslöschlichen Eindruck gemacht.“

Sieh, die Frau sprach mit einer so siegreichen Miene davon, daß ich meinen Kopf dabei setzen will, daß sie mehr wußte, als das. Der Retter ihres Lebens! Und der Teufel, Oppen, ich kann mir's nicht verhehlen, der Mann war — schön nicht — aber dem Gesichte müßte einer trauen, und

wäre er tausend Mal von der Tugend selbst betrogen!

Nun, mein edler Herr von Sommern, wenn es ist, so — ist es! Und ich hoffe zu Gott, ich werde es über mein Herz erhalten können, zu rufen: „Glück zu edles Paar! Glück zu!“

Ich bleibe noch einen Monat hier, Oppen. Laß zuweilen bei Julien vorfragen, und in Rantershof, ob Briefe für mich da sind. Der Vater — wenn er nicht ein Opfer seiner Liebe wurde — wird ja schreiben. Laß Gustaven doch Geld zahlen. Sieh, da sitze ich in einer vortrefflichen Lage, ich selbst und alle meine Freunde: nein Herr Ludolph auf dem Graben ist so glücklich eben nicht!

Frau von Lörrach an Herrn Bohr.

Trollhätta.

Wir sind in Schweden angekommen, Herr Bohr, und erst von hier aus will

ich Ihnen schreiben. Ich will alles, alles übergehen, was Sie mir über mich selbst geschrieben haben. Ich fühle, mein Herr, wie tief ich in ihrer Achtung stehe, weil Sie glauben können, daß ich ein Ohr haben werde für Ihre Schmeicheleien. Zu einem Bubenstück habe ich mich nicht hergegeben, das hoffe ich, wissen Sie so gut, als Herr Flint.

Doch still von dem Allen! Sie würden mich nie verstehen, und ich will Sie nicht verstehen.

Es ist alles gelungen, alles, Herr Bohr, was Sie wollten. Rosalie ist fest überzeugt, daß ihr Vater todt, daß ihre Schwester und ihr Bruder in Holland, von ihr getrennt sind. Sie hat keinen Menschen weiter, als mich und den Herrn Flint; und dennoch, Herr Bohr, was Sie belächeln werden, ist wiederum gar nichts gelungen von allem, was Sie wollten, was Sie so künstlich berechnet hatten.

Die Reise wird bei Rosalien den Schmerz um den Vater zerstreuen, und

die Sehnsucht nach Schwester und Bruder auch. Getroffen, Herr Bohr! Schmerz und Sehnsucht sind zerstreut. Der Anblick einer neuen Welt, unser Aufenthalt in Braunschweig, Hannover, Hamburg, Lübeck, das Gewühl der Menschen, Musik, die Rosalie unendlich liebt, Schauspiele, die ihre Phantasie anziehen, obgleich sie ihr Herz, das so rein ist, so rein — ja, wenn ich nur wüßte, welch ein Vergleich Ihnen einleuchten könnte, so rein wie ein Diamant — die dieses reine Herz abstoßen, das alles hat Rosalien zerstreut. Selbst der Ueberfluß, in dem sie lebt, sogar ihr Putz ist ihr angenehm. Sie würden sicher das Landmädchen nicht wieder erkennen, der Vater nicht, der Herr Ludolph nicht, von dem sie mit einer Empfindung redet, die Ihr Herr Flint mit dem Zauberstabe seiner geschmeidigen Lebensart, seiner Listen, seiner Schmeicheleien, sogar seiner Güte, denn bis auf einen gewissen Punkt ist er nicht böse, dennoch nicht gegen sich in Rosaliens Herzen erregen kann —

dieser Herr Ludolph würde Rosalien, wenn er ihr hier begegnete, nicht wieder kennen: so ist alles an ihr geändert. Aber in dem einzigen Punkte, mein feiner, kluger Herr Bohr, haben Sie sich geirrt! In dem Innern des Mädchens ist nicht ein Punkt anders geworden.

Das Herz ist noch eben so warm, die Seele noch eben so hell und rein. Die Phantasie noch eben so heilig, als sie in ihres Vaters Hause war. Sie empfängt, wenn ein Mensch kommt, den Menschen nicht mehr mit der Senkung des Hauptes, die ihr so gut stand, nicht mit einem Handschlage, aber noch eben so demüthig, eben so freundlich als sonst. Ein unendliches, rührendes Zutrauen kommt noch jedem Menschen entgegen; aber dieses Zutrauen, so arglos, so hingebend, ist — Sie mögen ausrechnen, wie das kommt — ist eine unbestechliche Wache gegen den Betrug. Ihre reine Seele ist wie der Edelgestein im Mährchen, der sich verdunkelt, wenn Gift in die Nähe kommt, und ich fürchte fast, daß Rosalie eher den Grafen be-

kehrt, als daß der Graf Rosalien verführt.

Sie spotteten des letzten Wunsches des Vaters, wie er beim Abschiede seiner Tochter sagte: „Engel mögen Dich begleiten und schützen!“ „Wo sind diese Engel?“ fragten Sie und wendeten sich an mich: „Wenn Sie nicht etwan ihren Schutzengel zu spielen Lust haben?“

Lust haben? O Herr Bohr, wenn dabei eben so viel zu gewinnen wäre, Sie selbst würden Lust haben, den Schutzengel zu spielen. Aber glauben Sie mir, Herr Bohr, das Mädchen ist mit einem Heer Engel umringt. Jeder Mensch, der uns begegnet, ist ihr Engel; jeder Zufall wird ein Engel für sie; selbst Herr Flint, der sie vergiftend umschwebt, wird — denn er muß — ihr Schutzgeist. Ich kann eine ruhige Zuschauerin abgeben. Rosalie blickt gen Himmel, Rosalie betet — Ja, mein Herr, sie betet, und wenn sie betet, erblaßt Herr Flint, und ich fühle mich ruhig, — Rosalie betet, und mir

ist's, als stände die ganze Natur schützend um sie her.

Doch ich will Ihnen einfach erzählen, damit Sie — O Himmel, Sie! — fühlen lernen, es liegt eine dunkle unsichtbare Welt um dieses Leben her, auf deren dunkeln Gründen Rosalie sicher ruht, und vor denen Sie zittern müßten, wenn Sie sie nur ahnen könnten.

In der That, Herr Bohr, ich habe recht oft Ihre Feinheit bewundert, Ihren so sicher berechneten Plan, wie eine Schutzwehr der Tugend nach der andern fallen sollte und — fiel. Wohl berechnet war's, daß sie so eng mit dem hübschen jungen Manne eingesperrt war in dem Wagen während der Reise. Wollte sie den Wagen verlassen und gehen: so war er ihr Begleiter. Er hatte Zeit, ihr tausend kleine Dienste zu leisten, welche die Herzen so nahe an einander bringen. Die kleinen Vertraulichkeiten, welche die Reise erlaubt und veranlaßt, blieben nicht aus. Ja, Herr Bohr, ich gestehe Ihnen, ich zitterte einmal schon für Rosalien, ich

gab

gab sie verloren. Der junge Graf übte die Kunst, worin er Meister ist, mit solcher Gewandtheit aus, und mit solcher Natur — denn er liebt das Mädchen unendlich, mehr als er selbst weiß; und Liebe erregt Liebe, wissen Sie. Und doch kam er mit dem Mädchen, deren Herz, deren Freundlichkeit, deren Zutrauen ihm halben Weges entgegen kam, nicht einen Schritt weiter.

Rosalie sagte mir, ängstlich, daß sie so undankbar gegen den Mann seyn müßte, der ihr so große Dienste geleistet hatte, einmal: „O Herr Flint ist so gütig, so dienstfertig, liebe Mutter, so unterhaltend, so bescheiden, so liebenswürdig sogar, daß ich mir Vorwürfe machen muß!“

„Vorwürfe? wie denn so? sag mir, Rosalie, wie so?“

„Es ist seltsam, liebe Freundinn, es ist gewiß sehr seltsam; aber es ist so! Gerade da, wenn ich am vertrautesten mit ihm seyn möchte, ist es, als würde er mir plötzlich fremd, so fremd, als könnte ich ihn nicht verstehen, als wäre er aus einer

andern Welt. — Glauben Sie, liebe Mutter, glauben Sie wohl, daß mitten im warmen Gespräch mit ihm mich zuweilen ein Schauer überläuft, als ob nichts wahr wäre von dem, was er mir sagt, was ich ihm sage?“

So sagte sie. Sie werden lachen. Auch weiß ich sehr wohl, daß nur die Verführung, die der Graf vor hat, wie ein tödtender Frost auf seinem wärmsten Gespräch ruht, daß in dem Ton seiner Stimme, in seinen Blicken voll Huldigung, etwas Ungewisses liegt, was Rosaliens geheime Schauer erregt. Aber leugnen Sie, wenn Sie können, daß der Graf selbst zu einem Schutzengel Rosaliens wird. Aber wie rein muß des Mädchens Seele seyn, daß sie wider ihren Willen die Nähe des Betrugs fühlt!.

Aber Sie hatten Recht, Herr Bohr, das war im Anfange. Sie gewöhnte sich an ihn. Seine Gewandtheit, sein feines Betragen, seine Liebe, die immer siegender, immer heißer hervorbrach, je näher er dieses schöne Wesen kennen lernte, ge-

wann nach und nach den Sieg über das reine Herz, das sogern sich genähert hätte. Sie hatten Recht, und wieder Recht: die Empfindung, die Rosalie für Herrn Ludolph hatte, mochte sie Liebe seyn, oder was sie seyn mochte, fing an milder zu werden, so schien es; denn seit sie glauben mußte, Herr Ludolph wäre verheirathet, verbarg sie die Liebe, wenn es Liebe war, vor sich selbst. Sie redete also nie davon. Kurz, Sie hatten Recht!

Da trat auf einmal zwischen den Grafen und Rosalien die Gestalt eines Engels; denn die Gestalt dieses Mannes würde ein Engel annehmen, wenn er sichtbar werden wollte, diese oder Rosaliens Gestalt.

Fortsetzung.

Wir fuhren von Haarburg nach Hamburg. Es war ein warmer, schöner

Herbsttag. Der Graf hatte für uns die kleine Kajüte gemiethet. Rosalie setzte sich sogleich ans Fenster, und sah mit einem schönen freundlichen Nachdenken den schönen Wasserspiegel an, der sich vor ihr ausbreitete.

Ich betrachtete unsere Reisegefährten, wie sie einer nach dem andern einstiegen, und machte Rosalien aufmerksam auf den Tumult der Menschen. Sie sah nicht hin. Drei französische Offiziere stiegen singend, fluchend, lachend, plaudernd, alles mit Uebermuth treibend, auch ein; kaum hatte einer einen Blick in unsere kleine Kajüte gethan, und ein junges Frauenzimmer gemerkt, so trat er auf die Schwelle, und redete uns artig und doch übermüthig an. Er redete auch Rosalien an. Ich sagte ihm so höflich wie möglich, daß diese Dame seine Sprache nicht spräche. Rosalie hatte ihren Schleier vor dem Gesicht herabgeschlagen, wie sie immer thut, wenn sie an einem öffentlichen Orte ist; denn sie haßt im ganzen Ernst, daß man sie so anstarrt.

Der Franzose behauptete, jeder Mensch von gutem Stande redete französisch, und bedaurte, daß die deutschen Mädchen so ungesellig wären. „Sie soll schon reden!“ rief er mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit und knieete vor Rosalien, und beschwor sie, nur das Wort zu sagen: „Stehn Sie auf!“

Rosalie erschrack, einen Fremden vor sich auf den Knieen zu sehen. Der Graf erröthete. Ich machte einen Scherz daraus, um zu verhüten, was ich befürchtete. Der Graf bat den Franzosen, die junge Dame, die zum ersten Mal unter Fremden sey, nicht länger zu ängstigen. Der Franzose stand auf, lachte, trieb Possen, und behandelte den Grafen mit einem frechen Uebermuth.

Der zweite Franzose trat auf die Schwelle, und sah lächelnd zu. Ich hob höflich mit ihm an zu reden, um die Scene zu endigen, die den Grafen nach und nach erhitzte. Rosalie wurde wieder vollkommen ruhig, da ich ihr erklärte, wovon die Rede war. Sie wendete ihr Ge-

sicht ab, und sah zum Fenster hinaus, ohne weiter den kleinsten Theil zu nehmen.

Diese Gleichgültigkeit mochte den eitelen Menschen erbittern. Er sprach mit seinem Kameraden von dem Mangel an Lebensart in dem hiesigen verdammten Lande.

Ich bat den Grafen, es gerade so zu machen, wie Rosalie. Er antwortete mir, daß er für nichts stände, sobald Rosalie noch einmal beleidigt würde.

„Wofür stehen Sie nikt, mein Herr?“ fragte der zweite, der lachend bisher in dem Eingange gestanden hatte, und deutsch verstand. Er that die Frage mit einem lustigen Luftsprunge in unser Zimmerchen, aber mit einem scharfen Tone.

„Für meine Geduld!“ antwortete der Graf fest — „wenn das länger so dauert.“

„O die Deusch geduldik Volk!“ antwortete er gebrochen, und hochmüthig, hielt die flache Hand bis fast an den Boden und sagte: „So tief geduldik! Deusch!“

„So bald wir am Lande sind," sagte der Graf französisch und mit einer leichten Galanterie — „bitte ich Sie, mein Herr, von mir die Ueberzeugung anzunehmen, daß wir nicht so sehr geduldig sind!"

Jetzt trat der dritte Franzose in den Eingang, und alle Dreie lachten laut, und verhöhnten den Grafen. Rosalie verstand von allem nichts; aber sie sah des Grafen glühendes Gesicht. Sie wurde besorgt. Sie stand auf, und näherte sich dem Grafen, und bat ihn mit besorgter Stimme, nachzugeben.

Der dritte Franzose rief jetzt lachend: „Ach, nun wird die Scene recht wahr tragisch. Brav!"

Nun trat ein junger Mann ins Zimmer. Ich hatte ihn mit dem Schiffer reden sehen. Er fragte mich: „Gehört dieses Zimmer Ihnen?" Ich sagte Ja. Er wendete sich an den ältesten Franzosen, und sagte ihm, — aber ich kann nicht beschreiben, worin der Nachdruck in seiner Stimme bestand — „Dieses Zimmer gehört diesen Damen, meine Herren, und

die Damen wollen, daß Sie es verlassen.“

Der Offizier sah ihn an, fest, durchdringend, und sagte dann: „Was geht es Sie an, mein Freund? Sie thun wohl, wenn Sie gehen, oder —“ er nahm eine drohende Stellung an. Da winkte der junge Mensch, und ein Paar große, kräftige Männer, mit langen Bärten, jeder ein Paar Pistolen im Gürtel und einen Säbel an der Seite, traten in den Eingang. Der junge Mensch sagte mit einer Majestät und einer Ruhe, die bewundernswürdig war: „Wenn Sie jetzt nicht gehen, so haben meine Leute Befehl, Sie mit Gewalt hinaus zu werfen; und wagen Sie noch einmal, diese Schwelle zu überschreiten, so lasse ich Sie in den Strom werfen.“

„Mein Herr!“ sagte der Franzose erstaunt; aber doch, wie es schien, furchtsam — „Sie wissen wohl nicht, wer ich bin?“

„Das Uebrige, was wir uns zu sagen haben, wer Sie auch sind, gehört nicht

vor Damen. Ich bin ein Deutscher; noch bin ich geduldig, machen Sie nicht, daß ich ungeduldig werde!"

Sie verließen alle Dreie, fluchend und drohend, die Kajüte. Der junge Mann bückte sich gegen uns, und verließ uns. Er blieb aber in unsrer Nähe.

Ich erzählte Rosalien, was vorgefallen war, die Worte des jungen Mannes. Sie sagte: „Er stand da, wie ein König!"

„Wie ein Engel! hätte ich gesagt, wäre ich jung gewesen, wie Rosalie."

Der Graf ging zu dem jungen Mann hinaus. Er dankte ihm, wie es schien. Ich saß zwei Schritte von ihnen. Er sagte: „Die Damen zu schützen, dazu gebrauchten Sie mich nicht. Aber die Schmach, womit sie von den Deutschen redeten, erhitzte mich. Lassen Sie es gut seyn!" Er bückte sich und ging weiter nach Vorne zu.

Der eine der Franzosen kam zurück mit einem erhitzten Gesichte, und im starken Schritt bis an die Thür unsrer Ka-

züte. Er pfiff bald, bald sang er murmelnd eine Opern-Arie. Unser Engel aber trat in unser Zimmer, so furchtlos, so ohne allen Stolz, den ich ihm würde vom Herzen verziehen haben. Rosalie ging auf ihn zu, sie schlug den Schleier in die Höhe, wie sie immer thut, wenn sie jemanden anredet, und sagte mit ihrer schönen Stimme: „O ich danke Ihnen sehr!“

Da stand dieser furchtlose Mann, als stände er vor dem geöffneten Himmel. Er konnte kein Wort finden, ihr zu antworten.

„Wenn nur alles vorüber ist?“ sagte ich französisch. Er lächelte so bescheiden; aber sagte nichts, als zu Rosalien: „Sie wollen nach Hamburg? Wir haben sehr schönes Reisewetter, und Ihr Sitz da am Fenster, wenn Sie diese Reise zum ersten Mal machen, ist unbeschreiblich schön.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer wieder. Der Franzose war fort.

Wir stiegen gegen Mittag ans Land; aber unsre Reise war noch nicht vollendet. Wir waren nur auf einer Insel, wie es schien. Wir traten in ein Haus, bis eine andere Barke uns nach Hamburg bringen konnte.

Ich sah aus dem Fenster des Hauses den einen Franzosen mit dem Grafen reden. Wir waren allein. Rosalie wußte von gar nichts. Ich sah indeß vor unsrer Thür den einen Bedienten unsers Engels stehen, der mir, da ich vor die Thür trat, Muth zulächelte. „Ich hier!" sagte er leise, mit der Hand winkend. Ich ging wieder zu Rosalien.

Auf einmal trat der Graf ins Zimmer, und hatte unsern und seinen Engel bei sich. Er drückte ihn einmal über das andere an seine Brust, und nannte ihn seinen Retter, seinen Schutzengel.

Fortsetzung.

Der Franzose fordert Genugthuung von dem Grafen. Der Graf sagt ihm, daß er ohne Waffen sey. „Dafür ist gesorgt,“ sagt der Franzose, und führt ihn ins Gebüsch, womit die Insel bedeckt ist. Dem Grafen wird ein wenig unheimlich zu Muthe; aber er geht doch mit. Im Gebüsch trifft er die beiden andern Franzosen. Er stutzt; er weigert sich, weiter zu gehen. Sie dringen fluchend und mit Beschimpfungen auf ihn ein. Da tritt aus dem Gebüsch — Sommern heißt er — er, unser Engel, tritt schweigend, aber eine gespannte Pistole in der Hand, an des Grafen Seite, und sein Bedienter mit dem Säbel in der einen, und einer Pistole in der andern Hand, neben ihn.

Der älteste unter den drei Herren fängt an sich zu entschuldigen, und droht zugleich mit der Rache seiner Nation, und dem Schutz ihres Kaisers. Sommern sagt nicht ein Wort zu der Verhandlung. Sie versöhnen sich. Die Franzosen wol-

len Sommern umarmen. Sommern sagt: „Wenn Sie fertig zu seyn glauben, ich war es mit Ihnen längst.“ Mit den Worten wendet er sich ab, und geht. So gehen sie auseinander.

Nach ein paar Minuten sahen wir die Franzosen in einem Boote über die Elbe nach Hamburg gehen. Ich dankte Gott dafür. Der Herr von Sommern verließ uns. Sein Bedienter rief ihn.

„O welch ein edler Mann!“ rief der Graf, da er fort war. Er erzählte mir und Rosalien mit einer lebhaften Begeisterung, welch einen Eindruck die Erscheinung des edeln Mannes auf die Franzosen gemacht hatte. Er beschrieb uns, wie er da gestanden, ernst wie ein Gott, mit funkelnden Blicken, das schöne Gesicht übergossen mit dem Purpur des Muths; wie er weder den drei Feinden das Geringste zugestanden, noch auch den kleinsten Uebermuth gezeigt hatte. „Seine Stellung,“ das waren des Grafen Worte, — „sein Blick, sein Ernst, gebot uns allen

Versöhnung, die nur er verschmähte. Die Entschuldigung der Franzosen war nur an ihn gerichtet. Auf diesem furchtlosen und furchtbaren Gesichte lag nicht Hohn, nicht der kleinste Triumpf, nicht einmal Verachtung!

Das erzählte der Graf, und sah nicht, welch einen Eindruck seine Erzählung auf Rosalien machte. Sie sagte nichts, aber ihr Auge funkelte, ihre Wange war auch mit dem Purpur der Begeisterung übergossen. Sie wendete sich ab und rief: „Da fährt er!"

Er war es; in einem Kahne fuhr er allein über die Elbe; ein Schiffer nur war bei ihm. „O Gott!" rief Rosalie ängstlich — „wenn er nur die Franzosen nicht einholt!" Er holte sie ein. Sie grüßten ihn im Vorüberfahren recht sehr höflich. Er zog den Hut, und dann wies er seinem Schiffer, wie es schien, wohin er fahren sollte. Rosalie sah ihm nach mit blitzenden Augen.

Wie er hinter dem Gebüsch einer Insel verschwand, sagte sie mit einem Seuf-

zer: „Gottes Engel mögen ihn leiten, wie er unser Engel war! Welchen Schutz hätten wir jetzt?“

Der Graf lächelte. O sah er denn nicht, welch ein Vorwurf für ihn in dieser Frage lag? Der Graf war nicht furchtsam gewesen, gar nicht. Er hatte wie ein Mann gehandelt; aber gegen jenen Mann über schien er kaum ein Mann zu seyn.

Ich selbst fürchtete noch. Ich fragte seinen einen Bedienten, der deutsch wußte, wer ihr Herr wäre.

„Der Major von Sommern in russischen Diensten. Ein Kahn hatte ihm von Haarburg Briefe nachgebracht, die eilig waren.“

Nach zwei Stunden fuhren wir wieder ab. Rosalie war so ruhig! Sie fürchtete nichts. „Du bist so ruhig, Rosalie?“ fragte ich. „Du kennst die Rache der beleidigten Eitelkeit nicht.“

„Ich denke,“ sagte sie lächelnd — „er empfängt uns am Ufer.“

Und Rosalie hatte Recht. Der Herr von Sommern empfing uns am

Ufer, und ihr kluger Herr Flint war sehr ruhig.

„Haben Sie eine Empfehlung hier an einen Residenten?“ fragte er den Grafen. Er gab ihm eine Karte an den russischen Residenten, um im Nothfall eine Unterstützung zu finden. „Ich selbst,“ setzte er lächelnd hinzu, und zwar, als sagte er das Rosalien — „muß Morgen schon weiter reisen. Ich dachte hier einige Tage bleiben zu dürfen.“

Flint, der sich mit einer dankbaren Begeisterung an den Major hing, bat ihn, uns am Abend ins Schauspiel zu begleiten. Das versprach er, und mit einer so sichtlich und schnell aufwallenden Freude, die Flint von uns allein nicht sah.

Der Major, ohne eine Frage zu thun, erfuhr nun, wer wir alle waren, in welchem Verhältnisse wir mit einander lebten. Ich, Herr Bohr, sagte nicht eine Sylbe. Ihr Graf, ihr feiner Herr Graf verrieth selbst sein Geheimniß, das er unter tausend Siegeln jetzt hätte verwahren sollen. Und Rosalie? war es Vorsatz von ihr,

oder

oder der Instinkt, oder ein Zufall? — oder war es einer von den Engeln, die das Mädchen umringen? Rosalie selbst hatte nichts eiliger zu thun, als dem Herrn Major freundlich anschauend zu erzählen, wer sie war, und wer Herr Flint. Meine Schuld also war es nicht, daß der Major — im Russischen, Herr Bohr, sind oft Herren von fünf und zwanzig Jahren Major — auf einmal viel freier, viel heiterer, viel aufmerksamer auf Rosalien wurde.

Es war beschlossen, vor dem Schauspiel noch einen Spatziergang an der Elbe zu machen. Vor der Thür bot er Rosalien den Arm, und sie legte ihren Arm in seinen. Er, eine hohe männliche Gestalt, sah zu ihr nieder, nicht sie anzusehen, Herr Bohr, — denn dieser Major hat fast so heilige Augen, als Rosalie selbst, — sondern sie anzuhören, die Worte in ihrer Seele, auf ihren Lippen werden zu sehen. Ich weiß gewiß, der Major wußte in diesen Minuten nicht, wie schön Rosalie war. Er sah sie an,

wie man im Finstern nach dem Ort hinsieht, wo man ein Geräusch hört. Sie aber, Rosalie, sah ihn an mit dem heiligen Mädchenblicke, um zu sehen, wie so ein Held aussieht, der jede Stunde bereit ist, es mit dem Teufel und mit jeder Versuchung, wie mit der Gefahr und dem Tode aufzunehmen.

Er sah also aufmerksam nur, und mit einem trunkenen Lächeln wie ein Dichter, der in seiner Begeisterung die schönere Geisterwelt sieht, zu ihr hinab; sie hell und froh wie die Liebe, wie die Unschuld zu ihm hinauf, und erzählte ihm — nichtswerthe Dinge, warum die Musik des Abendgeläuts am Pfingstsonnabend in den Dörfern um ihr väterliches Dörfchen her nicht von Hayde's Schöpfung übertroffen würde, oder warum sie die Musik mehr liebe, als alle Schauspiele, weil die schönste Musik auch immer die heiligste sey, und weil sie das Herz des Zuhörers in seine schönste Heimath trüge, da der Dichter das Herz hingegen in eine fremde Ferne, in seine Heimath, entführte. Sie machte

ihm kund, warum die Nachtigall unter einem Gewitter am schönsten sänge; und Er, der Major im Generalstabe, ein bedeutender Mann in seinem Lande, so sagte der Resident dem Grafen hinterher, dieser Mann hörte das alles an mit leuchtenden Blicken, als hinge sein Kaiser eben ihm den höchsten Orden der Ehre auf die Brust. Nun erzählte er ihr nicht viel Klügeres; aber sie senkte nun, nicht das schöne Haupt, aber die frohen Augen nieder, als ob sie die schönste Musik hörte, wie sie mir auch nachher sagte.

Hier rief ihn sein Bedienter ab. Er fragte, wohin wir reisen wollten. Rosalie wußte es nicht. Flint, der doch endlich aufmerksam geworden war, antwortete: „Briefe, die er hier erwartete, würden seine weitere Reise bestimmen." Der Major stand noch einen Augenblick an, als wollte er weiter fragen. Dann bückte er sich, und wir sahen ihn nicht wieder. Er war den Augenblick abgereist.

Sehen Sie, Herr Bohr, das feine Gespinnst, was der Graf so emsig ge-



sponnen hatte, war mit einem Male zerrissen, und des Majors Gestalt stand wie ein Cherub vor dem Herzen Rosaliens zur Abwehr. Sie meinen Liebe? O mit Nichten! Jedes junge Mädchen hat eine heilige Fastenzeit, eine Adventszeit, wo ihr der Nonnenschleier schöner scheint, als die Brautkrone. Sicher hatte Rosalie noch an Keines von beiden gedacht, und der Anblick dieses edeln Mannes gab ihr ihre heilige Adventszeit. Der Anblick dieses Mannes hatte wie ein Engel ihr Herz, sogar ihren Körper empor gehoben über jeden Wunsch. Sie fühlte mit einer frohen Leichtigkeit und Wahrheit, daß es noch etwas Göttlichers in uns gebe, als selbst die Liebe. Wollen Sie das Liebe nennen? Meinetwegen! Aber diese Liebe machte sie freundlicher, muthiger, größer. Sie entsagte, und das ist die Liebe nicht, die Sie kennen.

Fortsetzung.

Der Graf fand es gefährlich, hier lange zu bleiben; denn der russische Resident ließ uns sogar aushorchen und bewachen, und so stahlen wir uns zum Thore hinaus, gingen über Altona, die Kreuz und die Queer, um jeder Nachspürung zu entgehen, so daß es sogar der arglosen Rosalie auffiel, daß wir uns verbargen. Ich ließ den Grafen machen, was er wollte. Sie sehen Herr Bohr, ich halte mein Versprechen pünktlich: ich bin Rosaliens Aufseherin, und nur ihr Schutz, wenn der Graf gewaltsame Mittel gebrauchen wollte.

So lautete unser Vertrag. Sie rechneten lächelnd darauf, daß es der Gewalt bei einem so arglosen Wesen nicht bedürfen würde. Auch ich dachte es zitternd, da Rosalie blöde und doch so vertrauensvoll fast zu meinen Füßen fiel, da Sie sie mir brachten. Ich dachte zitternd so, da sie mich in den ersten zehn Minuten bis auf den Grund ihres Herzens sehen ließ. Sie

hatten Recht, Herr Bohr, daß ich entschlossen war, die Unschuldige zu retten, wenn sie gerettet seyn wollte. Ich kenne Ihre Grundsätze; nur durch Verstand wird man furchtbar und glücklich. Sie waren glücklich, Herr Bohr, Sie sind furchtbar, ohne es zu scheinen. Ach, es giebt ein Glück, das der Verstand nicht giebt, und seit ich Rosalien kenne, fühle ich meinen bessern Werth; was Rosalie ist, konnte ich seyn! Doch still! das ist nicht für Sie!

— — —

Ihr Graf fand nun, daß er weiter als je von Rosaliens Herzen stand. Er redete mit mir darüber mit einer finstern Ungeduld, die mir auf einmal zeigte, welche Verbrechen ein verwahrlostes Herz ohne Grundsätze oder ohne Glauben an die Zukunft in seinen finstern Tiefen verbirgt; und seit dem steht er wie ein Todesengel, die Marter der Hölle auf der gerunzelten Stirn für ein Verbrechen, das er nicht zu wagen den Muth, aber den

Wunsch hat. So steht er dem reinen Engel des Lichts gegenüber in fremder Gestalt, und Rosalie entfernt sich immer mehr von ihm.

„Wir wollen nach Schweden!" sagte er endlich — „dort, wo sie mit keinem Menschen reden kann, als mit mir und Ihnen, wird — meine Hoffnung erfüllt werden." Er liebt Rosalien mit einer unendlichen Gewalt, die mit jedem Tage wächst, so daß er schon mehrere Mal auf den Einfall gerathen ist, sich Rosalien zu Füßen zu werfen, ihr seine Liebe und seinen Namen zu gestehen, und um ihre Hand zu bitten.

Wenn ich wollte, wenn ich dem Einfalle meinen Beifall gäbe, er führte ihn aus. Aber es wäre nichts anders als ein Verbrechen mehr, das er seine Tugend nennt. Ich lächle nur, er hält mein Lächeln für Spott, und tritt von seinem Plane zurück.

So kamen wir nach Lübeck. Der schöne Herbst erlaubte die Ueberfahrt über die Ostsee, obgleich die Schifffahrt hier zu

Ende war. Der Graf zitterte viel zu sehr vor dem Major, als daß er es nicht hätte wagen sollen, mit einem russischen Schiffe nach Koppenhagen überzusetzen. So viel wir von einem Matrosen verstanden, hatte das Schiff schon seit vierzehn Tagen hier auf einen Reisenden zu warten, und dieser Reisende war der Major.

Sehen Sie, wie Zufall an Zufall sich reiht! Oder wär's nicht Zufall?

Wir stießen eben vom Lande, da fuhr ein Wagen mit vier Pferden in vollem Gallopp an dem Strande hin. Ein Mann trat in ein Boot, fuhr uns nach, erreichte uns: und der Major kam über Bord zu uns.

„Mein Gott!" war sein erstes Wort zu Rosalien, die ängstlich den daher fliegenden Nachen auf den hohen Wellen betrachtet hatte — „mein Gott! Sie wagen in dieser stürmischen Jahreszeit diese Reise?"

Er war der Reisende, auf den das Schiff seit vierzehn Tagen schon gewartet

hatte, also ein unbezweifelter Zufall. Der Graf stand wie ein Verzweifelter, da er Rosaliens Freude sah, womit sie den Fremden empfing. Bis Femern war unsere Reise sehr glücklich. Wir segelten auf Laaland zu. Der Schiffer redete mit dem Major, der gleichsam Herr auf dem Schiffe schien. Es war etwas Aengstliches auf dem Gesicht des Schiffers. Der Major stieg auf das Verdeck. Das Schiff fing an zu schwanken. Der Wind brauste stoßweise in den Seegeln. Der Himmel wurde mit Wolken bezogen; und das Lärmen des Schiffvolks über uns, und ein durchdringendes Pfeifen, und dazwischen das Fluchen der Matrosen fing an uns ängstlich zu machen. Rosalie allein hatte Muth und Ruhe. „Ich fürchte nichts,“ sagte sie mit einer himmlischen Ruhe — „seit der Major bei uns ist.“

Der Bediente des Majors kam zu uns, um uns von seinem Herrn zu sagen: „Wir möchten ruhig seyn!“ Er erzählte uns, sein Herr habe auf der russischen Flotte gedient, und verstände den See-

dienst, so gut als den Landdienst. Der Schiffer sey ein unwissender, und was noch schlimmer wäre, ein furchtsamer Mensch.

Ich zitterte vor Angst, und Rosalie lächelte. Aber da brauste der Sturm daher mit seiner zerstörenden Gewalt. Die Seegel wurden eingereefft. Das Schiff flog vor dem Winde, die Wellen schlugen über die Wände, und droheten das Schiff zu zertrümmern.

Da trat der Major in unsere Kajüte, mit dem von der Arbeit erhitzten Gesicht. Er faßte Rosaliens beide Hände, mit seinen, die bluteten. Er wußte es nicht. Er sah nur mit den großen blauen, jetzt verlöschenden, jetzt aufblitzenden Augen Rosalien an. Mir war's, als kündigte er uns unsern Tod an. „O was ist?" schrie ich laut.

Er sagte bebend: „Gott, ich hoffte, dieses kostbare Leben zu retten! Ich hoffte es!"

„Sind wir in Gefahr?" fragte Rosalie, ihm nahe tretend, als wollte sie sich an seine Brust werfen.

„In einer großen Gefahr,“ antwortete er, uud sah ihr starr in das blaue Auge, das sie jetzt ängstlich zum Himmel hob. Wir treiben auf die Felsen um Laaland. Nur ein Wunder — ein Wunder — Gottes Barmherzigkeit kann uns retten!

„O Gott!“ rief Rosalie, und faltete die blutigen Hände zusammen — „müssen wir Armen sterben?“

„Sterben!“ rief er mit leiser Stimme, und drückte Rosalien an seine Brust. „O Du, Du, Rosalie, hast das Leben mir erst theuer gemacht, und nun —“

Ein Rasseln über uns, als bräche das Schiff zusammen, riß ihn von uns. Wir flogen ihm nach. Wir standen auf der Treppe, und sahen, wie er am Steuerruder stand, vom Tode umgeben, und dennoch wie ein König, der das Leben beherrscht. Wir verstanden nicht, was er befahl, aber das Volk flog auf seinen Befehl. Sie hatten nur ihn im Auge, ihn, der da stand am Steuer, vom Regen triefend, und von den Wellen, die über ihn den Schaum des Sturms wegspritzten.

Er hatte den Rock abgeworfen, die Weste aufgerissen. „Wir sterben!“ sagte Rosalie — „sehen Sie, Mutter, wie er immer mehr erblaßt!“ Zwei Thränenströme benetzten ihre Wangen, ob um ihn, ob um sich selbst? Wer kann es entscheiden!

Auf einmal entstand ein heftiger Streit zwischen dem Major und dem Schiffer, der das Steuerruder rechts drehen wollte. So viel verstanden wir. Der Major mit funkelnden Augen stellte zwei Leute an die Winde; dann sprang er mit bloßem Säbel in der Hand auf den Schiffer ein, ergriff ihn beim Haar, und warf ihn mit einer erstaunlichen Stärke die Treppe hinab ins Hintertheil des Schiffs.

Wir, obgleich voll Furcht vor dem nahen Tode, stürzten wieder hinab. Wir hörten ein fürchterliches Rauschen, das Wasser drang durch unsre Lucken, obgleich sie fest verschlossen waren, mit doppelten Brettern. Ein lautes, furchtbares, Entsetzen-erregendes Geschrei entstand auf dem Verdeck, dann wieder eins, dann wie-

der eins; aber das letzte klang nicht schrecklich mehr.

Hier stürzte er in unsre Kajüte mit dem lauten Geschrei: „Gerettet!" Er sank vor Rosalien auf die Kniee, ich glaube, vor Ermattung. Er umfaßte ihre Kniee. Er sah zu ihr mit dem Auge, aus dem das Leben wieder mächtig hervor funkelte, empor. Das Gesicht war todtenbleich, die blonden Locken hingen triefend über die Stirn. Er war ohne Weste, das Hemde auf der Brust war offen, und aus der Brust drang das Blut hervor. Der Windendreher hatte seine Brust zurückschlagend gefaßt. „Gerettet Du! Rosalie!" rief er noch einmal — „und nun fahr' hin Leben, und alles, was mir theuer ist! Rosalie lebt!"

Mit den Worten wollte er die Arme ausbreiten; aber er sank hinten über, ganz erblassend, in Ohnmacht.

Wir fingen ihn auf. Wir setzten ihn in einen Armstuhl. Rosalie rieb ihm mit Wein die Stirn. Da floß sein Blut wieder, und er öffnete das irre Auge.

Rosalie, das Blut von seiner Wunde mit zitternden Händen abtrocknend, badete ihn mit ihren Thränen; da kam er zu sich. „Ach! dieses Blut!“ hob Rosalie zitternd an — „diese Wunde! o soll dieser Tag noch schrecklicher werden?“

„Gerettet Sie! Rosalie! Sie! O Du, gerettet! Ich bin ja selig! Ich bin ja stark!“ Er war außer sich.

Er trank auf meine Bitte ein Glas Wein. Nun kam der Schiffer zitternd; er warf sich dem Major zu Füßen. Der Major nahm lächelnd seine Hand, und vergab ihm. Er zeigte auf Rosalien; sein Bedienter erzählte uns nachher: Er hätte ihm gesagt: „Sieh, dieses Engels Gebet hat uns gerettet; nicht ich! Und diesen Engel wolltest Du mit Deinem Ungehorsam tödten?“ Der Schiffer warf sich zu Rosaliens Füßen, küßte ihre Hand, und dann gingen sie alle hinauf.

Der Sturm wüthete fort; aber wir waren im freien Meer, und der Major stand wieder am Steuer; Rosalie ging mit Erfrischungen zu ihm. Sie trocknete

ihm vor allen Matrosen sein Haar. Auf seinem Gesicht, auf dem wieder die Rosen der Gesundheit aufblüheten, lag das Gefühl der höchsten Seligkeit.

Der Graf, der während der Gefahr erblaßt, zitternd und betend auf den Knieen lag, sah es; aber das Gefühl, daß er dem Major sein Leben verdankte, war dennoch größer, mächtiger, als die Eifersucht. Er drückte den Major an seine Brust, er war ganz Dankbarkeit.

Am andern Tage kamen wir wieder in den Hafen von Travemünde an. Man hatte uns schon verloren gegeben. „Des Majors Muth, seine Gegenwart des Geistes, er allein hatte uns gerettet!“ so sagten jetzt Alle.

Fortsetzung.

Sehen Sie, mein guter Herr Bohr, da konnten wir doch unmöglich dem Retter unsers Lebens sogleich die Thür weisen, da

wir am Lande waren: Wir zogen in Einen Gasthof; zwischen meinem und des Majors Zimmer war nur ein kleiner Vorsaal. Wir waren fast jede Minute zusammen. Der Graf brummte oft so arg, wie der Sturm in den Laalander Felsen, aus denen uns der Major gerettet hatte.

Die Wirkung auf Rosalien? Guter Herr Bohr, es ist hier nicht die Rede von einem Balle, auf dem ein junger Mensch wie ein Engel tanzt, und plaudert, obwohl das hinreichend ist, eines Mädchens Kopf schwindelnd zu machen. Hier haben Sie die dunkelen Abgründe eines tobenden Meeres, den donnernden Sturm, das Todesgeschrei von hundert Männern, das zerbrechende Schiff, die heranstürzenden Wellen, den Tod überall mit offnem Rachen und die Natur im wildesten Aufruhr: und mitten in dieser schreckensvollen Scene steht ein Jüngling wie ein Gott, kühn und furchtlos, und stürzt sich für die Geliebte in den dunkeln Abgrund, kämpft für sie mit den wüthenden Stürmen, mit

dem

dem tobenden Meer, mit dem Tode, mit dem allmächtigen Aufruhr der Natur. Die Hände bluten, die Brust des Jünglings, weiß wie Marmor, verspritzt ihr Blut. Entkleidet steht er am Steuer, rettet das Leben der Geliebten, ruft: „Rosalie gerettet!“ und stirbt ermattet und bleich.

Sehen Sie, die Scene mußte das fühllose Herz einer Pariser Kokette mit Liebe füllen: und Rosalien?

Ich bin gewiß, in Rosaliens Brust stand die Welt noch in der Mondendämmerung des Ideals und einer tiefen Sehnsucht der kindlichen Unschuld. Aber diese Scene hat den Schleier zerrissen, der ihr die schönste Wirklichkeit verbarg. Ihre Welt liegt jetzt in den Flammen und in dem Lichte von tausend Sonnen. Die Natur, an deren Busen Rosalie lag und mit den Blumen spielte, und mit den Nachtigallen, und mit dem Frühling auf ihrem Haupt, und die sie Mutter nannte,

diese Natur hat sich aufgerichtet vor dem Auge Rosaliens, in der Gestalt des Majors. Jetzt erst weiß sie, daß die Nachtigallen ihre Seufzer singen, und die Töne ihrer beklemmten Brust. Die Sterne der Nacht rollen vor ihren nassen Blicken zusammen, und bilden seinen Namen. In die ganze Natur ist irgend ein Zug des edeln Jünglings gedrückt, um schön zu seyn. Die Nacht ist still, weil sie seine tugendhaften Träume nicht stören will; der Tag bringt seinem geöffneten Auge eine Morgenröthe, eine Sonne, das Triumphgewölbe des Himmels zum Glückwunsche entgegen.

Das sind nicht Erinnerungen aus meiner Jugend, Herr Bohr, es sind Rosaliens Worte!

„Wo ist er jetzt? wo ist er?“ fragt sie, das dunkle Auge gen Himmel hebend, als suchte sie ihn dort. O gewiß umblüht ihn ein duftender Frühling in dem südlichen Deutschland, wohin er wollte.

Nicht wahr, dort blüht der Frühling früher, als hier im Norden? Schlummert er, o so schlummert er unter der Triumphpforte eines Regenbogens, einer Morgenröthe, und unter dem Dache eines blühenden Baums, von dessen Zweigen der Nachtigall Lied leise in seine Träume flötet.

So fühlt sie; aber in des Grafen Gegenwart nicht ein Wort von dem Major, „Denn," sagt sie — „Herr Flint versteht ihn nicht zu loben, glauben Sie mir, weil er ihn nicht begreift. Sie sind sich beide fremd."

Der Graf blieb nur zwei Tage, bis er Order aus Lübeck bekam, abzugehen; eine kurze Zeit! Aber zerlegen Sie die zwei Tage in ihre Sekunden; und jede Sekunde drückt den brennenden Pfeil der Liebe in Rosaliens Herz. Rosalie ging an des Majors Arm spaziren. Der Graf machte eine Bewegung, es zu hindern; Rosalie sah ihn befremdet an, so

befremdet über die Macht, die er sich über ihr Thun heraus nahm, das furchtsame Mädchen, das sonst keinen Willen hatte, als seinen. Sie fragte ihn kalt: „Sie wollen mich doch nicht hindern?"

„Liebe Rosalie!" sagte er bittend — „ein Mann, den Sie so wenig kennen, wie den Major —"

„So wenig?" fragte sie lachend — „das ist lustig!" Und sie ging. „Wir gingen mit ihnen, um jeder Erklärung zuvorzukommen," meinte der Graf. So wenig versteht er sich auf Menschen, wie Rosalie und der Major. Der Graf wurde übellaunig, und Rosalie fragte mich, welche Rechte Herr Flint hätte, ihre Dankbarkeit gegen den Retter ihres Lebens zu hindern.

„Seine unendliche Liebe für Dich, Rosalie!"

Sie sah mich starr an; dann sagte sie mit einem seltsamen Tone: „O glauben

Sie mir, er weiß nicht, was Liebe ist, er nicht!"

Rosalie schrieb an Herrn Ludolph. Wir sahen es, und konnten es nicht hindern. Sie gab dem Major den Brief zum bestellen. Der Major betrachtete mich und Flint die letzten Stunden seines Beisammenseyns mit mißtrauischen Blicken. Er that Fragen, die seinen Verdacht gegen uns zeigten. Ich erwartete mit jedem Augenblicke, er würde Rosalien den Vorschlag thun, nach Lübeck in das Haus des russischen Residenten zu gehen. Meine Liebe zu Rosalien verhinderte wahrscheinlich diesen Plan, der auf seinen Lippen schwebte.

Da kam seine Order. Er mußte fort. Er verließ Rosalien mit Blicken voll Kummer, voll unbeschreiblicher Sorge. Er stand an, ob er sagen sollte, was er dachte. „O meine theure Mutter!" rief Rosalie, von dem Schmerz der Trennung übermannt, und warf sich an meine

Brust. Mir standen die Augen voll Thränen, ich drückte das unglückliche Mädchen, das jetzt den ersten Schmerz ihres Lebens fühlte, voll Liebe, voll inniger Liebe an meine Brust; und diese Umarmung, voll reiner Liebe, war es ohne Zweifel, die ihn zum Schweigen brachte. Er empfahl meiner Liebe Rosaliens Wohl. Er gab mir ein paar Karten an die russischen Gesandten jedes Landes, wo wir uns aufhalten könnten, und dann ging er, die Hand an die Stirn gelegt, als ränge er noch mit einem Plane.

Fortsetzung.

Rosalie ging in ihr Schlafzimmer. Sie sank auf die Kniee und betete; und dann kam sie mit hellen leuchtenden Augen wieder zum Vorschein. Ich wollte wissen, ob der Major seine Liebe erklärt hatte;

Rosalie erzählte mir alles, was sie mit ihm geredet. Nicht ein Wort von Liebe! Aber es kam mir doch vor, als schaute Rosalie mit ahnenden Augen und ahnender Seele durch das offne Thor der Zukunft. Wunderbare Menschen! Wunderbares Mädchen! und um diese Liebe des Mädchens kämpft der Graf mit Trug, List und Verbrechen.

Verbrechen! Verbrechen, Herr Bohr! Wie ich es Ihnen vorher sagte. Ich ging zu ihm auf das Zimmer. „Was sagen Sie?" fragte er mich in der übelsten Laune. „Die Undankbare!" rief er — „ich lebe nur für sie, und sie? Dem ersten den besten, den der Zufall ihr entgegen führt, bietet sie das Herz an, um das ich tausend Leben gäbe. Aber so seyd ihr alle! alle! alle!"

„Undankbar, Herr Graf?" sagte ich lächelnd. „In der That, Sie fordern viel, wenn Sie für Ihren Plan mit Rosalien Dankbarkeit von ihr fordern!"

Er fühlte die Schärfe meines Vorwurfs; aber es blieb dasselbe. Nach einer Minute fuhr er fort: „Aber ich setze mein Leben an meine hoffnungslose, rasende Leidenschaft. Alles! sage ich Ihnen. Sie ist mein, die Undankbare!“

„Nach welchem Recht, Herr Graf?“

Er sah mich finster an. Er schlug mit der Faust an seine Stirn. Dann kreuzte er die Arme über die Brust, lange nachsinnend. Auf einmal rief er: „Wir müssen fort! wir müssen, wir müssen nach Schweden, das einzige Land, wohin dieser verdammte Russe nicht kommen darf!“

„Dieser verdammte Russe hat Ihnen das Leben gerettet, Herr Graf!“

Alle diese Vorwürfe, die eine großmüthige Seele bis ins Innere erschüttert hätten, blieben ohne Wirkung.

„Und dieser Brief an Ludolph!“ fuhr er wüthend fort. „Nach einigen Tagen ist der auch hier. Wir müssen

fort! Und beim Himmel! sie soll mein seyn!“

„Schwören Sie nicht beim Himmel, Herr Graf! Er möchte es hören, und Rosalie ist seine Freundin.“

„Nun denn bei der Hölle also! sie soll mein seyn!“

„Gewalt, Herr Graf — Sie wissen —“

Er lachte höhnisch, und mich mit Verachtung betrachtend. O Herr Bohr, dieses Lachen, dieser Blick drang wie ein feuriger Pfeil durch meine Seele! Aber ich schwieg. Herr Bohr, Sie kennen die Bedingung, unter der ich Rosaliens Begleiterin wurde. Sie glauben mich in Ihrer Gewalt, auch bin ich das. Aber der Gewalt trete ich entgegen mit jeder Kraft meines Lebens.

Sehen Sie, das ist ihr edler, großmüthiger Mann, der lieber seine Leidenschaft aufgeben, als Gewalt gebrauchen wird! Wir reisten noch am Abend ab und

zwar nach Tönningen, und so geheim, daß gewiß Niemand in Travemünde weiß, wo wir geblieben sind.

Rosalie ist ohne alles Mißtrauen. Wie könnte sie auch Mißtrauen haben? Sie weiß ja, wie sehr ich sie liebe. Ich bin überzeugt, Herr Bohr, daß der Graf, seinen Wunsch zu erreichen, kein anderes Mittel übrig hat, als die Gewalt. Und auf seiner finstern Stirn steht die Gewalt geschrieben, obgleich er mit einer süßen Freundlichkeit mir seine dunkeln Plane verbergen will.

So bildet am reinsten Himmel sich ein kleines Wölkchen; es dehnt sich aus, es verschlingt den lichten Himmel, und donnernd steigt das verheerende Gewitter auf die ruhige Erde herab!

Fortsetzung.

In Tönningen erfuhren wir, daß die Nordsee noch frei vom Eise sey. Der Graf miethete ein Schiff; wir schifften uns ein und nach einigen Tagen trafen wir glücklich in Gothenburg ein, in Schweden, in dem Lande, wo Rosalie, und auch ich — auch ich, Herr Bohr, unsrer Sprache beraubt waren. Das, das wollte der Graf! Ich sah an seinem triumphirenden Lächeln, daß er auch mich in seiner Gewalt zu haben glaubt, und daß er sich freut, unumschränkter Herr über uns, über Rosaliens Schicksal zu seyn. Denn wen können wir um Hülfe anflehen, wenn wir erst ins Innere des Reichs gebracht sind, wo Niemand unsre Sprache versteht?

So wenig mißtrauisch ist Rosalie, daß es ihr nicht auffiel, was ich in einem Lande zu suchen hatte, dessen Sprache ich nicht, und die Herr Flint kannte. Wir fuhren ab nach Trollhötta, einen öden Weg. Rosalie schlummerte im Wagen.

Ich betrachtete den Grafen, der das schlafende, höchst reizende Mädchen mit Blicken einer wüthenden Liebe betrachtete. Er machte gewiß seinen finstern Plan: das sah ich an dem zufriedenen Lächeln, das zuweilen sein finsteres Gesicht belebte, und an den mißtrauischen Blicken, die er von Zeit zu Zeit auf mich warf.

Wir kamen nach einer ziemlich schnellen Reise mit sehr kleinen Pferden am Abend in Trollhötta an. Ahnete die arme Rosalie ihr Geschick: sie war den Abend sehr unruhig. „O warum hierher, theure Mutter?" sagte sie, das weinende Auge an mein Herz drückend — „hierher, wo die Natur todt zu seyn scheint, und der Mensch stumm?"

Sie legte sich früh zur Ruh. Kaum war sie fort, so hob der Graf an: „Ich weiß nicht, Madam, ob ich mir Glück wünschen soll, daß Sie die Rolle übernommen haben, Rosaliens Begleiterin zu seyn? Madam," setzte er dann dro-

hend hinzu — „hier in Schweden habe ich die Macht, jeden Schritt, den Jemand gegen meine Wünsche thut, zu bestrafen. Und so will ich Ihnen ohne Vorrede meinen Plan sagen. Ich liebe Rosalien jetzt mit der Kraft der Verzweiflung. Mir gilt alles gleich; und müßte ich Rosalien mitten zwischen die unersteiglichen Felsen unsrer Alpen führen, und sähe ich Deutschland und meinen Vater nie wieder, und müßte ich alles aufgeben, was mir sonst lieb war, meinen Namen, meinen Reichthum, meine Ansprüche, wissen Sie das, so will ich es; denn Rosalie soll mein seyn! Nun, Madam, es steht Ihnen frei, Rosalien Winke zu geben über das Schicksal, das sie erwartet. Sie werden, bedenken Sie auch das, hier nicht einen dritten Mann finden, der Ihren Plan ausführen hilft. Hier bin ich Herr, und Sie sind verdammt, stumm zu seyn."

Ich erschrack; denn wie fest mußte sein Entschluß seyn, da er ihn mir so rauh an-

kündigte. Ich zitterte; aber ich hatte die Kraft, zu lächeln. „Wenn Sie alles an Alles setzen wollen, Herr Graf, so denk ich, bedarf's der Gewalt nicht. Eine kirchliche Verbindung mit Rosalien, die hier, so weit von ihrem Vater, geschlossen, so lange ein Geheimniß bleiben muß, als Sie selbst wollen, führte schneller und gewisser zum Ziel."

Sein Auge blitzte auf. Er ergriff voll Freude meine Hand. Aber er würde kurz darauf wieder verschlossen gegen mich, und finster. Ich sah, er wollte Rosaliens Besitz um keinen so theuern Preis erkaufen.

Ich fing an zu überlegen, ich wurde immer betrübter. Er hatte Recht. Ich kannte die Sprache nicht. Wie leicht konnte er mit Rosalien mich verlassen? Wie sollt' ich mich erklären, wie konnt' ich ihm folgen? Rosalien die Gefahr entdecken? O das war unmöglich; denn ich mußte ihr zugleich entdecken, daß ich Theil

genom-

genommen hatte an der Verschwörung gegen ihr Glück. Ich fühlte, Rosalie war verloren. Mitten in der Nacht stand ich am Fenster, sah in diese helle Nacht des Norden hinaus, in die glänzenden Sterne, an den Pol, dessen schrecklich-strahlendes Nordlicht den Himmel, die Sterne zu verbrennen drohte; ich hörte dazwischen den ewigen Donner des Falls der Elbe, als stürzten schon die Grundfesten der Erde zusammen. Ich trat erschüttert zurück: Rosaliens Todesurtheil schien mir von Himmel unterschrieben.

Nein, ich konnte nicht beten. Denn das Rauschen des Wasserfalls schien meine Worte, meine Gedanken zu übertäuben. Ich ging in das Schlafzimmer, um mich ganz in meine Decke zu hüllen. Um Rosalien nicht zu stören, öffnete ich leise die Thür, und Rosalie stand, wie ich, am offnen Fenster. Sie hörte mich nicht, und sie fuhr fort zu beten: „O gütige Natur, du bist nicht stumm! Deine tröstende Stimme versteh' ich! Sie erhebt mein

Herz, sie füllt es mit Muth, mit Demuth mit Anbetung gegen Gott, der dich hervorrief! O Nacht, hier bist du schön wie ein Frühlingsmorgen! Das Nordlicht ist der Saum deines Purpurgewandes, die ewigen Sterne sind die schönen Blüthen, womit du dein glänzendes Haupt schmückst! Du redest hier nicht mit der Stimme der Nachtigall, nein, mit der erhabenen Stimme des Donners, und dein Wort zersprengt die wilden Gebirge zu Wegen für den Strom! O Natur, mächtige Natur, was kann ich fürchten! Ich bin allein, die Menschen sind stumm, aber deine Stimme versteh' ich. Sie sagt mir ewig: „Es ist ein Gott!"

Dieses Gebet ergriff mich, wie die Gegenwart eines höhern Geistes. Eben hatte ich gedacht: „O welch ein Engel wird Dich erretten, frommes Mädchen?" Jetzt drückte ich sie an meine Brust, und rief voll Muth, voll Glauben, Herr Bohr, voll Glauben: „O ein Heer helfender Engel umringt Dich, Rosalie, mein geliebtes Kind!"

Am andern Morgen — merken Sie auf, Herr Bohr! — trat der Wirth aus dem Wirthshause zu uns ins Zimmer. Der Graf redete mit ihm. Eine Bewegung, die Rosalie machte, zog mein Auge auf sie. Sie saß da mit glänzenden Augen, mit einer unbeschreiblichen Freude auf dem schönen Gesicht.

Sie sah, daß ich sie ansah. „Mein Gott!" rief sie — ich verstehe alles, was Sie reden! Alles!"

„Was wir reden?" fragte der Graf mit einem ernsten Erstaunen.

„Alles, alles, Herr Flint! Sie sagten ihm, wir wollen übermorgen in der Frühe abreisen. Er möchte uns Pferde besorgen und Schlitten, um über den Wenersee zu fahren." Sie wiederholte einige schwedische Worte, die der Graf gesagt hatte.

Der Graf staunte sie jetzt mit einer unglaublich dumpfen Verwunderung an; und ich — ich hatte Lust, an ein Wunder

zu glauben. Mein Herz fing an ängstlich zu schlagen. „Mein Gott! allmächtiger Gott, Rosalie! Du redest Schwedisch?“ fragt' ich heftig.

„Schwedisch? das ist schwedisch? das?“ Sie sagte furchtsam dem Wirthe ein Paar Worte, die er doch verstand.

Wir, ich und der Graf, sprangen auf, und stellten uns vor sie hin, um zu erfahren, wie man schwedisch reden könnte, ohne es zu wissen. Rosalie erklärte es auf diese Weise, die mir fast eben so wundervoll schien.

„Mein Vater,“ sagte sie — „sang, da wir noch Kinder waren, uns Gesänge in dieser Sprache vor. O ich kenne sie noch!“ Sie sang eins der Lieder in traurigen, aber harmonischen Tönen, wobei dem Wirthe die Augen voll Thränen traten.

„Dann,“ fuhr sie fort — „las er uns am Abend recht oft aus der Bibel in dieser Sprache vor, die er sehr zu lieben

schien, mehr als unsere. Wir hielten sie für eine Art deutsch. Er hatte mehrere Bücher in dieser Sprache, die er uns vorlas. Es machte ihm eine große Freude, wenn eins von seinen Kindern ein paar Worte in dieser Sprache sagen konnte, und so lernten wir alle die Sprache verstehen, recht gut, und halb und halb reden. Fragten wir den Vater, wie mein Bruder that, der es besser verstand, welche Sprache es wäre? dann schwieg er, legte die Hand über die Augen, und sagte dann: „Ich war einmal in dieser Sprache so glücklich! Aber ich bitte Euch, fragt mich nicht mehr. So schwiegen wir denn, und wir sprachen die Sprache, die unsern Vater so glücklich gemacht hatte, fast so gern, als der Vater selbst."

Das war ihre Erklärung. Auch das Zufall? Herr Bohr, Zufall? Herr Flint geht umher, die Stirn furchtbar über die Augen gezogen, die Unterlippe über die Oberlippe gedrückt, und sinnt dem Zufall nach.

Ich, Herr Bohr, schrieb in das Buch, worin jeder Reisende seinen Namen einzeichnet, Rosaliens Gebet, und verließ mit dem allerruhigsten Herzen am andern Morgen früh Trollhätta. Wohin es geht, weiß ich nicht. Aber es gilt mir gleich: Unsere Engel gehen mit uns, und es ist ein Gott!

Ende des ersten Bandes.





